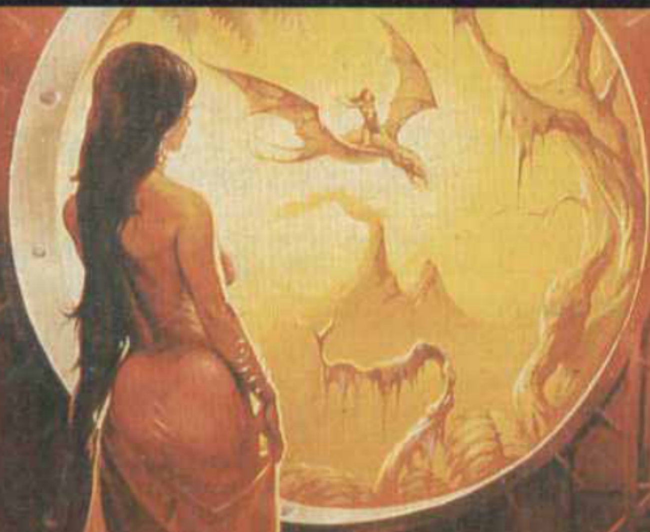
1,70 DM / Band 20
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-
BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



Unter dem Vulkan

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Band 20

Unter dem Vulkan

Über das Meer wehten Schreie heran, Schreie voller Angst und Tod und Wahnsinn. Die Nacht war zerrissen vom Peitschen der Schüsse und dem Prasseln und Krachen der brennenden Häuser, und dann und wann durchbrach ein fürchterlicher, brüllender Laut das höllische Crescendo; ein Geräusch, das den Männern an Bord der ZUIDERMAAR einen eisigen Schauer über den Rücken jagte und ihre Seelen erstarren ließ.

Denn es war kein Laut, wie ihn die Kehle irgendeines lebenden Wesens hervorbringen konnte…

Die Welt des Hexers

In den letzten Bänden gab es derart viele Informationen und neue Wendungen zu verarbeiten, daß es dem einen oder anderen Leser vielleicht etwas unübersichtlich wurde. Deshalb möchte ich den Krakatau-Zyklus noch einmal im Gesamtüberblick umreißen:

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT sind der Schlüssel, mit dem Necron die Tore öffnen kann, hinter denen die GROSSEN ALTEN eingekerkert sind. Das erste der SIEGEL konnte er bereits an sich bringen, das zweite befand sich auf der kleinen Vulkaninsel Krakatau. Jedenfalls bis zum Jahre 1883, weil dann nämlich... aber das kommt später.

Und so wird Robert Craven von einem Wesen, das ebenfalls das Erwachen der G.A. verhindern will, um zwei Jahre in die Vergangenheit geschickt, um das SIEGEL zu holen.

Dieses befindet sich in der Hand des Fischgottes Dagon – ein sehr zweifelhafter Gott, denn seine Macht bezieht Dagon einzig aus dem SIEGEL. Mit ihm will er jene in der Tiefe befreien, eine frühere Dienerrasse der G.A., die Dagon seit Ewigkeiten verfolgte, da er sie in grauer Vorzeit verriet. Zu dieser Zeremonie reicht das SIEGEL allein aber nicht aus: Dagon züchtet sich (durch Menschenopfer) die Ssaddit heran, magisch begabte Lavawürmer.

Als Robert auf Krakatau anlangt, beginnt Dagons Pechsträhne. Zwar fällt Robert in seine Hände, wird aber von Necrons Vasall Shannon, einem jungen Magier, befreit. Shannon scheint sich von Necron losgesagt zu haben und will Robert helfen, das SIEGEL zu zerstören. Shannon vernichtet den Großteil der Ssaddit. Um die Zeremonie zu retten, verfüttert Dagon seine ehemaligen Verbündeten und viele der Einwohner Krakataus an neue Lavawürmer. Dabei hilft ihm der achtarmige Tod, ein schreckliches, unförmiges Ungeheuer, das Dagon rief. Leider kommt Robert und Shannon die niederländische Marine in die Quere – Kommandant Harmfeld verhaftet sie wegen eines angeblichen Mordes an einem holländischen Weltenbummler. (Natürlich waren sie's nicht!)

Mittlerweile, zwei Jahre in der Zukunft, suchen Nemo, der Kapitän der NAUTILUS, und Howard Lovecraft nach dem verschollenen Robert Craven. Da taucht Jennifer auf, Dagons Braut, die er zurückgelassen hat, und verrät den Männern Roberts Aufenthaltsort – unter der Bedingung, sie zu Dagon zu bringen. Und die NAUTILUS nimmt Fahrt auf – durch die Ozeane und durch die Zeit! Auf welche Weise ihr dies gelingt, zeigt der vorliegende Band.

Nun, ich hoffe, damit ist alles wieder klar. Der Krakatau-Zyklus findet mit Band 21 seinen Abschluß – ein feuriges Finale…

* * *

»Was muß noch passieren, damit Sie mir endlich glauben?« fragte ich gepreßt. »Dort drüben sterben Menschen, Harmfeld. Unschuldige Menschen!«

Der Kapitän der ZUIDERMAAR antwortete nicht auf meine Worte, aber er sah mich auch nicht an, sondern wich meinem Blick aus, und ich spürte, daß er innerlich ganz und gar nicht so unbewegt war, wie er zu sein vorgab. Seine Hände schmiegten sich so fest um die Reling, als wolle er das armdicke Holz zerbrechen. Es war kalt auf dem Deck des gewaltigen Kriegsschiffes. Die Nacht lag wie ein Vorhang aus Schwärze ringsum auf dem Meer, und bis auf die Todesschreie der sterbenden Stadt war es vollkommen still. Selbst das Rauschen und Murmeln des Meeres war verstummt. Man hätte glauben können, in einer anderen Welt zu sein. Vielleicht waren wir es auch.

»Zum Teufel, lassen Sie endlich Segel setzen!« sagte ich, obwohl ich ganz genau wußte, wie sinnlos meine Worte waren. »Wir müssen von hier verschwinden!«

Kapitän Harmfeld richtete sich an der Reling auf, riß seinen Blick mit sichtlicher Anstrengung von dem schrecklichen Schauspiel am Ufer los und sah mich an. Obwohl die Nacht sehr dunkel war, konnte ich sehen, wie eingefallen und blaß sein Gesicht wirkte. Es war drei Stunden her, daß wir den Angriff der Shoggoten – oder was immer Dagon uns sonst auf den Hals gehetzt hatte – abgeschlagen hatten, aber der Schrecken saß dem Holländer noch so tief in den Knochen, als wäre es erst Augenblicke her.

»Das kann ich nicht, Craven«, sagte er. Es klang beinahe bedauernd. »Ich muß warten, bis die Boote zurück sind.« Er ballte die Faust und blickte abermals zur Insel hinüber. »Wenn man wenigstens etwas sehen könnte!«

»Ich kann Ihnen sagen, was dort drüben geschieht«, antwortete ich wütend. »Es sind die gleichen Ungeheuer, die die ZUIDERMAAR angegriffen haben. Sie sind gerade dabei, die Stadt auszulöschen. Und Ihre Männer dazu.«

Harmfeld wurde noch blasser. Sein Adamsapfel hüpfte nervös, und ich

sah, wie sich seine Rechte zur Faust ballte. Aber er sagte kein Wort, sondern wandte sich nur mit einem Ruck ab und fuhr fort, die brennende Stadt anzustarren.

Es hatte vor einer halben Stunde begonnen. Harmfeld und ich hatten in der Kapitänskajüte gesessen, einerseits, um unsere Wunden verbinden zu lassen – von denen wir wahrlich genug abbekommen hatten, auch wenn keine davon wirklich gefährlich war –, andererseits, weil ich geglaubt hatte, daß der Kapitän nach allem, was geschehen war, endlich Vernunft annehmen würde. Aber das war nicht der Fall. Ich hatte ihm so ziemlich alles erzählt, was nach meiner Ankunft auf Krakatau geschehen war; aber natürlich hatte er mir kein Wort geglaubt. Vielleicht hätte ich umgekehrt auch nicht anders reagiert. Dann hatten uns die ersten Schreie an Deck gelockt. Trotz des bleichen Mondes war die Nacht zu dunkel, als daß wir irgendwelche Einzelheiten erkennen konnten, aber bei dem ersten Schrei war es nicht geblieben. Schon nach Augenblicken hatten Schüsse die Stille zerrissen, und wenig später waren die ersten Brände aufgeflammt.

Im Grunde hatte Harmfeld nichts anderes als seine Pflicht getan, als er alle fünf Pinassen der ZUIDERMAAR mit fast der Hälfte seiner Marinesoldaten bemannen ließ, um sie zum Ufer zu schicken. Und trotzdem war es das falscheste, was er überhaupt tun konnte. Ich hatte versucht, ihn zu warnen. Aber natürlich hatte er nicht auf mich gehört.

Ich war sehr sicher, daß er keinen einzigen seiner Männer lebend wiedersehen würde. Selbst die hell lodernden Brände, die im Laufe der letzten halben Stunde auf die ganze Stadt und den Hafen und sogar auf das Meer übergegriffen hatten, als triebe brennendes Öl auf den Wogen, ließen uns nicht erkennen, was dort drüben wirklich geschah.

Aber das war auch nicht nötig. Meine Phantasie reichte durchaus, mir das zu zeigen, was meine Augen nicht sehen konnten: Es waren Dagons Kreaturen, die gleichen protoplasmischen Ungeheuer, die die ZUIDERMAAR angegriffen und die Majunde verschleppt hatten, und vermutlich auch einige seiner fürchterlichen Ssaddit, wie die überall aufflammenden Brände bewiesen.

Nein – Harmfeld würde nicht einen seiner Männer wiedersehen. Und wenn wir noch lange hierblieben, waren vermutlich auch wir verloren. Wir hatten den ersten Angriff der Ungeheuer abgeschlagen, aber das besagte nicht viel. Ich kannte Dagon zu genau, um mir auch nur eine Sekunde lang einzubilden, daß er so leicht aufgeben würde.

»Dann nehmen Sie mir wenigstens die Handschellen ab!« sagte ich. »Die Dinger sind nicht besonders bequem.«

Harmfeld runzelte die Stirn, sah einen Moment auf die dünne silberne Kette herab, die meine Handgelenke aneinanderband, als müsse er ernsthaft überlegen, wozu sie überhaupt da waren, dann schüttelte er den Kopf. »Das ist auch nicht der Sinn von Handschellen«, sagte er.

»Zum Teufel, Harmfeld, ich habe Ihnen das Leben gerettet!« fuhr ich auf.

Harmfeld fuhr zusammen wie unter einem Hieb. »Sie werden unfair, Craven«, sagte er. »Ich bin Ihnen wirklich dankbar, aber...« Er sprach nicht weiter, sondern seufzte abermals und starrte wieder zur Küste hinüber. »Ich kann es nicht«, sagte er. Es klang wie eine Entschuldigung. »Ich habe meine Befehle, und ich muß mich daran halten. Sie wissen, warum wir Sie und Ihren Freund gefangengenommen haben«, begann er.

»Nein«, sagte ich zornig. »Aber Sie werden es mir gleich sagen.«

Harmfelds Miene verdüsterte sich. »Warum machen Sie es sich und mir so schwer?« fragte er. »Sie werden nicht bestreiten, daß Sie Eldekerk gekannt haben. Sie sind zusammen gesehen worden.«

»Aber ich habe ihn nicht umgebracht!« fauchte ich. »Und Shannon auch nicht. Im Gegenteil, Harmfeld. Eldekerk stand auf unserer Seite!«

»Unsere Seite?« hakte Harmfeld nach. »Was heißt das?«

»Warum erzählen Sie mir nicht einfach, was passiert ist?« fragte ich anstelle einer direkten Antwort. »Was bringt Sie auf die Idee, daß Shannon und ich Eldekerk ermordet haben sollen?«

»Seine eigene Aussage«, antwortete Harmfeld. »Er wurde gefunden, Craven, mit einem Messer im Bauch. Er konnte gerade noch Ihren Namen sagen, ehe er starb.«

»Und das reicht für Sie, mich eines Mordes zu bezichtigen?« keuchte ich. »Sind Sie von Sinnen?«

Harmfeld lächelte. »Nein. Vielleicht sind Sie ja wirklich unschuldig, Craven. Aber wenn, dann frage ich mich, warum Sie und Ihr sonderbarer Freund nicht einfach mit uns gekommen sind. Sie müssen zugeben, daß es etwas befremdlich wirkt, wenn jemand, der sich nichts vorzuwerfen hat, unter ziemlich dramatischen Umständen

flieht, kaum daß ich auftauche.«

»Aber ich habe es Ihnen erklärt!« sagte ich wütend. »Mehr als einmal.«

Harmfeld bedachte mich mit einem fast mitleidigen Blick; ein Blick, der den dumpfen Zorn, der in mir brodelte, zu neuer Glut entfachte. Für einen Moment war ich nahe daran, ihn schlichtweg zu hypnotisieren, wie Shannon es zuvor getan hatte. Aber ich tat es nicht. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich es gekonnt hätte, denn was immer Tergard mit meinem Geist angestellt hatte, wirkte noch immer nach; meine magischen Kräfte waren längst noch nicht wieder vollkommen regeneriert.

Aber ich hätte es wohl auch nicht getan, wäre ich im Vollbesitz meiner Fähigkeiten gewesen. Es hat mir schon immer widerstrebt, einen Menschen zu Dingen zu zwingen, die er nicht wollte; und in diesem Falle wäre es allerhöchstens schädlich gewesen. Hypnose ist ein zweischneidiges Schwert. Man kann einen Mann dazu bringen, seine eigene Mutter auf dem Sklavenmarkt zu verkaufen, aber egal, wie perfekt man ist, jemand, der unter Hypnose handelt, ist wenig mehr als eine Puppe, kaum zu eigenen Entscheidungen fähig. Ich wußte noch immer nicht genau, was auf dieser Insel vorging, aber was immer es war, es war etwas Gewaltiges; etwas, bei dem ich keine Helfer brauchen konnte, die mit Mühe und Not bis drei zählen können.

Vom Gipfel des Krakatau her erscholl ein dumpfes, drohendes Grollen, wie um meine Gedanken zu unterstreichen. Harmfeld sah auf und blickte aus eng zusammengepreßten Augen zur Caldera des Riesenvulkanes hinauf. Flammen und rotglühendes Gestein, das durch die große Entfernung wie ein Schwarm harmloser kleiner Fünkchen aussah, schossen gegen die tiefhängenden Wolken. Für einen Moment glaubte ich ein sanftes, aber ungemein machtvolles Zittern und Beben unter den Füßen zu spüren.

»Der Berg ist unruhig«, murmelte Harmfeld.

»Wird er ausbrechen?« fragte ich.

»Ausbrechen?« Der Kapitän der ZUIDERMAAR wiederholte das Wort mit sonderbarer Betonung, sah mich an und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht«, sagte er. »Ich bin seit mehr als zehn Jahren hier, aber er ist noch nie ausgebrochen. Ein bißchen Gerumpel, ein paar Flammen... aber das war auch alles.« Er seufzte, wandte sich mit einem Ruck ab und blickte wieder zur Stadt hinüber. Die Flammen

tobten wie eh und je, aber das Schießen und Schreien hatte abgenommen. Ich war mir nicht sicher, ob das wirklich ein gutes Zeichen war.

Plötzlich erscholl über uns der helle Laut einer Schiffspfeife. Harmfeld sah rasch zum Mast hinauf, wandte sich dann wieder der Insel zu und lehnte sich über die Reling, so weit er konnte. »Die Boote kommen zurück!« Einen Moment lang blickte er aus zusammengepreßten Augen hinaus in die Dunkelheit, dann wandte er sich halb um und machte ein Zeichen mit der Hand. Sekunden später ertönte ein scharfer Knall, und ein Magnesiumgeschoß stieg vom Deck der ZUIDERMAAR auf und warf zuckendes, grellweißes Licht auf das Meer.

Harmfeld stieß einen entsetzten Schrei aus. Statt der erwarteten Flotte kleiner Pinassen trieb nur ein einziger, massiger Umriß auf die ZUIDERMAAR zu. Und es war auch kein Boot, sondern ein gräßliches, braunschwarz glitzerndes Etwas, zuckend und peitschend wie ein Klumpen ekelhafter Gallerte, der auf einem Dutzend grotesk mißgestalteter Beine über das Meer herangestakst kam!

»Das... das ist das Ungeheuer, das die Majunde entführt hat!« keuchte ich. »Um Gottes willen, Harmfeld – wir müssen hier verschwinden!«

Aber es war, als würde der Kapitän der ZUIDERMAAR meine Worte überhaupt nicht hören. Gelähmt und starr vor Schrecken stand er da und starrte die näherkommende Scheußlichkeit an. Die Leuchtkugel brannte aus, aber beinahe sofort stieg ein zweites Geschoß vom Deck des Schiffes auf und illuminierte das näherkommende Ungeheuer.

Und endlich erwachte Harmfeld aus seiner Erstarrung.

Wenn auch auf andere Art, als mir lieb gewesen wäre. Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, fuhr er herum, begann wie wild mit den Armen zu fuchteln und Befehle in seiner Heimatsprache zu schreien. Sekunden später brach auf Deck der ZUIDERMAAR eine geradezu hektische Aktivität los. Männer hetzten hierhin und dorthin, kletterten behende wie Affen in die Wanten hinauf oder schleppten Dinge durch die Gegend. Das Schiff begann zu zittern, als schlüge tief in seinem Rumpf ein gewaltiges, nervöses Herz.

Harmfeld wandte sich wieder der Reling zu. Über dem Meer verzischte die vierte Leuchtkugel und wurde von einer neuen abgelöst, und in ihrem flackernden Schein konnte ich erkennen, daß das protoplasmische Ungeheuer schon mehr als die Hälfte der Entfernung

zur ZUIDERMAAR zurückgelegt hatte. Sein aufgedunsener Körper zuckte und bebte unentwegt, und was im ersten Augenblick wie staksende Spinnenbeine ausgesehen hatte, erwies sich beim näheren Hinsehen als ein ganzer Strang peitschender, mannsdicker Tentakel, mit deren Hilfe es sich mit phantastischer Geschwindigkeit durch das Wasser wühlte. Noch wenige Augenblicke, und es würde die ZUIDERMAAR erreicht haben!

Aber es kam nicht dazu.

Harmfeld schrie einen Befehl, und augenblicklich stieß eine orangerote Flamme aus dem Rumpf des Schiffes. Ein ungeheures Krachen erscholl, und eine Sekunde später spritzte dicht vor dem Monstrum das Meer auf. Die Luft stank plötzlich durchdringend nach Pulverdampf. Harmfeld hob den Arm, und eine zweite Kanone entlud sich donnernd. Diesmal war der Schuß besser gezielt.

Das Ungeheuer bäumte sich auf. Seine Tentakel begannen wie wild zu peitschen, und plötzlich war das Meer schwarz vom gräßlichen Blut der Spottgeburt; große Brocken zerfetzten Plasmas wirbelten durch die Luft und klatschten ins Wasser zurück, und ich sah, wie einer der schrecklichen Fangarme abgerissen wurde und zuckend im Meer versank. Ich wußte zwar, daß diesen Ungetümen mit mechanischer Gewalt kaum beizukommen war – aber allein die Wucht der Kanonenkugel hatte gereicht, seinen Körper nahezu in zwei Stücke zu zerreißen und es meterweit zurückzutreiben.

»Jetzt!« schrie Harmfeld.

Die ZUIDERMAAR feuerte eine ganze Salve auf das Ungeheuer. Und jeder einzelne Schuß saß im Ziel.

Das Monstrum wurde regelrecht zerfetzt. Eine gewaltige Säule aus kochendem Meerwasser und schwarzem, stinkenden Schleim schoß in die Höhe und sank in weitem Umkreis auf das Meer herab. Das Schiff zitterte unter dem Rückschlag seiner eigenen Kanonen, legte sich träge auf die Seite und kippte wieder in die Waagerechte zurück.

Als sich der Pulverdampf verzog, war der Ozean leer. Nur hier und da schwamm noch ein kleiner Brocken schwarzschleimiger Materie, und tief unter dem Wasser schien etwas Gewaltiges, Körperloses zu zucken und zu beben.

Harmfeld ließ sich mit einem erschöpften Seufzer auf die Reling sinken, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sah mich an. »Sehen Sie, Craven«, sagte er. »Soviel zu Ihren unbesiegbaren Horror-

Monstern. Eine gute niederländische Kanone schafft zur Not auch noch die. Es ist vorbei.«

Ich antwortete nicht, sondern drehte mich – eigentlich ohne so recht zu wissen, weshalb – herum und blickte in die entgegengesetzte Richtung. Über dem Meer waren die Wolken auseinandergerissen. Und im gleichen Moment, in dem das Mondlicht das Meer berührte, wußte ich, daß Harmfeld unrecht hatte.

Es war nicht vorbei. Im Gegenteil.

Es begann erst.

* * *

Es war sehr warm hier unten, tausend Yards unter der Erde und zweimal tausend Yards unter dem flammenspeienden Krater des Krakatau. Und es war eine unangenehme, auf schwer in Worte zu fassende Weise bedrohlich wirkende Wärme, ein erstickender Hauch, der aus den Wänden, der Decke und dem Boden drang, aus den brodelnden Lavaseen emporstieg und mit dem Zischen flammender Feuergeysire die Luft durchwob.

Seit einer Stunde stand Dagon reglos am Ufer des gewaltigen Lavasees und starrte auf das Wogen und Kriechen unter sich herab. Die Oberfläche des rotglühenden Sees war in beständiger, zuckender Bewegung. Aber es war nicht nur das Brodeln weißglühenden Gesteines, nicht nur der Pulsschlag des Vulkanes. Gewaltige, wurmähnliche Dinge bewegten sich unter der hitzeatmenden Oberfläche, stießen manchmal wie im Spiel hindurch und versanken wieder, weißglühende Spritzer geschmolzenen Steines zehn, fünfzehn Yards hoch in die Luft schleudernd. Dann und wann drang ein tiefes, beunruhigendes Grollen an Dagons Ohr, und manchmal reckte sich der augenlose Schädel eines Ssaddit aus dem geschmolzenen Stein wie ein Fisch, der nach Luft schnappt.

Ihre Zahl war wieder gestiegen. Dagons Diener hatten ihm Opfer gebracht, genug, selbst die Gier jener in der Tiefe zu befriedigen. Der Moment, auf den er all die Jahre gewartet hatte, war nicht mehr weit.

Dagon verspürte einen leisen Schauer von Furcht, als er daran dachte, wie viele Leben zerstört worden waren, um diese Armee des Schreckens zu schaffen. Selbst ihm, für den das Leben eines Menschen oder irgendeiner anderen Kreatur weniger galt als der Schmutz unter

seinen Füßen, wurde angst, als er daran dachte, welcher Art die Wesen waren, die zu erwecken er hergekommen war. Aber es war zu spät, um jetzt noch zurück zu können. Er hatte den entscheidenden Schritt noch nicht getan, aber die Tür ins Land der Schrecken war bereits einen Spaltbreit aufgestoßen. Er hatte den eisigen Hauch der Hölle gespürt, und seine Hände, die jetzt sorgsam unter dem lang wallenden Umhang verborgen waren, legten Zeugnis davon ab.

Dagon vertrieb den Gedanken mit einem ärgerlichen Schnauben, erwachte endlich aus seiner Erstarrung und wandte sich mit einem Ruck ab. Als würden die Ssaddit das Gehen ihres Meisters – aber war er das überhaupt? – spüren, begann der See aus geschmolzenem Gestein heftiger zu brodeln und zu zischen. Die Lava spritzte so hoch, daß seine Diener, die sich im Kreis um den gewaltigen flammenden Krater aufgestellt hatten, ein paar Schritte zurückwichen, und die Schatten begannen hektischer hin und her zu huschen.

Einer seiner Diener vertrat ihm den Weg, als Dagon die schmale steinerne Treppe ansteuerte, die hinab in jenen Bereich des Krakatau führte, den zu betreten nur ihm allein gestattet war. Es war ein kleiner hagerer Mann, dessen nackter Oberkörper vor Schweiß glänzte und dessen Gesicht vor Schmutz starrte und gezeichnet war vom Tod; wie die Gesichter aller, die zu lange hier unten nahe des schlagenden Herzens des Berges waren. Der Krakatau war wie ein feuriger Gott, der kein anderes Leben in seiner Nähe duldete. Er tötete, allein durch seine Nähe.

»Was gibt es?« herrschte Dagon den Mann an.

»Verzeiht, wenn ich Euch störe, Herr«, antwortete der Sklave. »Aber wir haben einen Eindringling gefaßt.«

»Einen Eindringling?« Dagon zog eine Grimasse. »Dann tötet ihn.«

Er wollte weitergehen, aber wieder hob der Mann schüchtern die Hand, und Dagon blieb abermals stehen. »Was ist noch?« fauchte er ungeduldig.

»Ihr solltet ihn... Euch ansehen, Herr«, antwortete der Sklave kleinlaut. »Er ist... anders als die anderen.«

»Anders?« Dagon runzelte die Stirn. »Was soll das heißen?«

Aber diesmal antwortete der Mann nicht mehr. Sein Blick flackerte vor Angst.

»Gut«, sagte Dagon. »Ich sehe ihn mir an. Führe mich zu ihm.«

Der Sklave nickte heftig, drehte sich herum und ging so schnell voraus, daß Dagon fast Mühe hatte, ihm überhaupt zu folgen. Sie durchquerten die Höhle in entgegengesetzter Richtung und betraten einen niedrigen, von blutigrotem Licht erfüllten Stollen, der tiefer hinein in das steinerne Herz des Berges führte.

Sie erreichten eine hohe, domartig gewölbte Kammer, die als bisher einziger Raum etwas wie eine Möblierung aufwies – in einer Ecke gab es eine niedrige, mit feuchtem Stroh gedeckte Bettstatt, davor einen einzelnen Stuhl.

Auf dem Bett lag ein Mann. Er war an Händen und Füßen gefesselt und so grob hingeworfen worden, daß Dagon sein Gesicht nicht erkennen konnte. Und trotzdem spürte er sofort, warum ihn der Sklave geholt hatte.

Etwas an diesem Mann war sonderbar. Dagon glaubte die Gefahr, die er verströmte, beinahe greifen zu können. Es war bizarr, ja, beinahe lächerlich: der schwarzgekleidete Fremde war an Händen und Füßen gebunden – und trotzdem hatte Dagon das Gefühl, einer tödlichen Viper gegenüberzustehen, nicht einem hilflosen Mann...

»Er hat vier von uns getötet, Herr«, sagte der Sklave leise. »Mit bloßen Händen. Wir mußten ihn zu zehnt angreifen, um ihn zu überwältigen.«

Dagon nickte. »Es ist gut«, sagte er. »Du kannst gehen.«

Der Sklave entfernte sich schweigend, und Dagon trat vollends an das Bett heran. Der Mann rührte sich nicht, und sein Atem ging langsam und so gleichmäßig wie der eines Schlafenden. Aber davon ließ sich Dagon nicht täuschen.

»Wir sind allein«, sagte er. »Sie brauchen sich nicht mehr zu verstellen. Ich weiß, daß Sie wach sind.«

Einen Moment lang schien es, als würde der Gefangene weiter den Schlafenden spielen, und Dagon spürte einen raschen Anflug von Ungeduld, ja, beinahe Zorn. Aber dann hob der Mann den Kopf, drehte sich auf den Rücken und setzte sich auf; mit einer Behendigkeit, als spüre er die stramm angelegten Fesseln gar nicht. Dagon sah, wie er sich spannte, obgleich sein Gesicht vollkommen ausdruckslos blieb.

»Versuchen Sie es nicht«, sagte Dagon ruhig. »Meine Diener haben mir berichtet, wie gefährlich Sie sind. Aber ich bin viel stärker als ein Mensch.«

Der Fremde sah auf, und während sein Blick über das Gesicht Dagons huschte, nutzte der Fischgott seinerseits die Gelegenheit, sich seinen Gefangenen eingehender zu betrachten.

Der Fremde war überraschend jung; nicht mehr als zwanzig, allerhöchstens einundzwanzig Jahre nach der Zeitrechnung der Menschen, und von schlankem, aber sehr kräftigem Wuchs. Seine Hände waren von jener Sehnigkeit, die große Kraft verriet, und der Blick seiner hellblauen, wasserklaren Augen war wie Stahl. Selbst Dagon begann sich unter diesem Blick unwohl zu fühlen.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Shannon«, sagte der junge Mann. »Mein Name ist Shannon.«

»Shannon...« Dagon wiederholte den Namen ein paarmal, als versuche er, sich an seinen Klang zu gewöhnen. Dann nickte er. »Ich erinnere mich. Du bist der junge Magier, der zusammen mit Robert Craven kam. Was willst du?«

Der Fremde antwortete nicht, sondern starrte ihn nur weiter an. Plötzlich huschte ein sonderbares, schwer zu deutendes Lächeln über sein Gesicht.

»Du bist Dagon«, sagte er.

Dagon nickte. »Das ist richtig. Du kennst mich?«

»Nicht persönlich«, antwortete der Fremde. »Aber ich habe von dir gehört. Ich bin hier, weil ich dich gesucht habe.«

Dagon lächelte dünn. »Du hast mich gefunden. Aber ich glaube nicht, daß du Grund hast, dich darüber zu freuen. Was willst du?«

»Mit dir reden«, antwortete der Fremde. »Dir einen Vorschlag machen.«

»Einen Vorschlag?« Dagon schüttelte den Kopf. Er war ein wenig enttäuscht. »Was immer es ist, es interessiert mich nicht.«

»Warum hast du mich dann nicht gleich umbringen lassen?« fragte Shannon ruhig.

»Vielleicht aus Interesse«, antwortete Dagon. »Ich wollte den Mann sehen, der meine Sklaven in Furcht zu versetzen vermag. Aber ich habe etwas anderes erwartet.«

Shannon nickte, richtete sich noch ein wenig weiter auf – und hob plötzlich die Hände hinter dem Rücken hervor. »So etwas, zum Beispiel?« fragte er ruhig.

Dagon keuchte vor Überraschung. Shannon hatte die Fesseln nicht etwa zerrissen; obwohl sie aus daumendicken Hanfstricken bestanden, hätte Dagon dies kaum erschreckt, denn Kraft war etwas Relatives, und die Menschen waren im allgemeinen so schwach. Nein – die Fesseln waren verschwunden. Genauer gesagt, sie hatten sich verwandelt!

Aus den zerfaserten braunen Stricken waren zwei dünne, schwarzgrün glänzende Schlangen geworden, die sich zischend und züngelnd um Shannons Handgelenke wanden!

Es dauerte Sekunden, bis Dagon seine Fassung wiederfand. »Das ist… beeindruckend«, sagte er stockend. »Aber mehr auch nicht. Glaubst du, dein Leben mit ein paar Taschenspielertricks retten zu können?«

»Das wird kaum nötig sein, Dagon«, antwortete Shannon, und irgend etwas war in seiner Stimme, was den Fischgott abermals aufblicken und das glatte Jungengesicht seines Gegenüber genauer ansehen ließ. Täuschte er sich, oder hatte es sich verändert? Dagon vermochte es nicht genau zu sagen, aber es schien, als wäre Shannons Gesicht reifer geworden, härter und…

Ja, dachte er verstört. Älter.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte er scharf.

Shannon lächelte, aber es war ein ganz und gar grausames Lächeln, ohne die mindeste Spur eines echten menschlichen Gefühles.

»Ich habe dir einen Vorschlag zu machen, Dagon«, sagte Shannon. »Einen Vorschlag, der wahrscheinlich dein Leben retten wird. Ich bin nicht hier, um dich zu vernichten. Wäre ich deshalb gekommen, dann wäre ich kaum so närrisch gewesen, mich von deinen Dienern fangen zu lassen, glaube mir.« Er setzte sich vollends auf, schwang die Beine vom Bett und stand nach sekundenlangem Zögern auf. Dagon bemerkte, daß seine Bewegungen viel von ihrer Eleganz verloren hatten. Sie wirkten noch immer schnell und kraftvoll, aber es waren nicht mehr die eines jungen Mannes. Und die Fesseln an Händen und

Füßen waren nun vollends verschwunden.

»Du hast es mir sehr schwer gemacht, Dagon, dich zu finden«, fuhr Shannon fort. »Aber noch ist es nicht zu spät. Wenn du tust, was ich dir sage, dann kann ich die Verwandlung aufhalten.«

Dagon keuchte. »Die...«

In Shannons Augen glomm ein rasches, kaltes Lächeln auf. »Spiel nicht den Narren. Ich kenne dein Geheimnis, Dagon.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den Mantel des Fischgottes. »Es hat bereits begonnen, nicht?«

Dagon starrte ihn an. Seine schillernden Fischaugen waren weit vor Schrecken, und plötzlich, beinahe gegen seinen Willen und in einer Bewegung, die er nicht einmal aufhalten konnte, als er es versuchte, hob er die Hände unter dem Mantel hervor und streckte sie dem schwarzgekleideten Magier entgegen.

Es waren nicht die Hände eines Menschen – aber das waren sie ja nie gewesen –, aber auch nicht mehr die Hände Dagons, des Fischgottes. Die schlanken, mit durchscheinenden Schwimmhäuten verbundenen Finger waren zu plumpen, schwärzlich-braun glitzernden Pranken geworden, verkrümmt und knotig und von Pusteln und nässenden Geschwüren übersät. Aus seinen Daumen wuchsen gräßliche Raubtierkrallen hervor, und auch die anderen Nägel waren blutig; das schimmernde Weiß frischer Nägel, die sich zu Fängen auswuchsen, glänzte durch das zerfetzte Fleisch.

Und die Veränderung war nicht allein auf seine Hände beschränkt. Wie braune, unterschiedlich lange Handschuhe zog sich die fürchterliche Färbung seine Arme hinauf; Haut, die zu Horn und irgend etwas anderem Schrecklichen geworden war.

Einen Moment lang betrachtete Shannon die Krallenhände des Fischgottes interessiert, dann trat er zurück, seufzte und fuhr sich mit den Fingern über das Gesicht. Seine Haut schien dunkler zu werden, und abermals hatte Dagon das Gefühl, den jungen Mann vor seinen Augen altern zu sehen.

»Es ist schon schlimmer, als ich dachte«, sagte Shannon. »Aber nicht zu schlimm.« Er lächelte kalt. »Sie beginnen, dich in einen der ihren zu verwandeln, nicht wahr?«

Dagon nickte. »Woher... woher weißt du das?«

»Ich weiß manches«, antwortete Shannon unwillig. »Und ich kann manches. Ich kann dir zum Beispiel helfen.«

»Du?« keuchte Dagon. »Du kannst –«

Shannon schnitt ihm mit einer unwilligen Bewegung das Wort ab. »Hör mir zu«, sagte er. »Es ist nicht mehr viel Zeit. Bald wird sich das Tor vollends öffnen, und die THUL SADUUN werden auferstehen. Wenn dies geschieht, wirst du zu einem der Ihren, nicht nur körperlich, und du weißt es. Dann wirst du deinen Plan wohl kaum noch ausführen können.« Er lächelte abermals, legte eine ganz genau berechnete Pause ein und fuhr mit ebenso genau berechneter, veränderter Stimme fort: »Es sei denn, du nimmst meine Hilfe an.«

»Deine Hilfe?« wiederholte Dagon verstärkt. »Die Hilfe meines Feindes?«

»Feind!« Shannon lachte. »Du bist ein Narr, Dagon. Ich wollte dir Robert Craven auf einem silbernen Tablett servieren, aber dieser Trottel hat plötzlich sein Gewissen entdeckt und ist zurückgerannt, um sich umbringen zu lassen. Ich bin nicht dein Feind. Im Gegenteil – wir sind gewissermaßen Verbündete. Du kennst mich.«

Er trat einen Schritt zurück, hob die Arme und begann leise, unverständliche Worte zu murmeln. Worte, die selbst in Dagon ein spürbares Schaudern hervorriefen.

Dann begann er sich zu verändern. Es ging ganz schnell. Rings um die hohe, in die Farbe der Nacht gekleidete Gestalt des jungen Magiers ballten sich Schatten und Finsternis zusammen, sein Gesicht verschwand hinter einem Schleier aus huschender Dunkelheit, und etwas geschah mit seiner Gestalt. Sie schien zu schrumpfen, sich auf unbeschreibliche Weise zu verbiegen und zu drehen. Der bizarre Vorgang dauerte nur wenige Sekunden.

Aber als er beendet war, war aus dem jungen, hünenhaft gebauten Mann ein vom Alter gebeugter Greis geworden, ein Mann mit einem Gesicht aus Runzeln und Falten, in dem einzig die Augen noch zu leben schienen.

»Du kennst mich, Dagon«, sagte er noch einmal, und plötzlich sprach er mit einer zitternden Greisenstimme. »Wenn auch nicht unter dem Namen Shannon. Dieser Körper war nicht mehr als ein Mantel, in den ich schlüpfte, um das Vertrauen dieses Narren Craven zu erringen – und dich zu finden. Mein wahrer Name ist Necron.«

* * *

Das Meer glühte. Ein unheimliches, rotgelbes Licht brannte irgendwo tief unter seiner Oberfläche, und dahinter, nur als verschwommener Schatten wahrzunehmen, schoß ein kolossales Etwas heran, ein Ding wie ein Wal, aber dreimal so groß und schnell wie ein Pfeil. Eine schaumige Spur markierte seine Bahn; eine weiße, wie mit einem Lineal gezogene Linie, die geradewegs aus dem offenen Meer kam – und genau auf die ZUIDERMAAR deutete!

Harmfeld bemerkte die neue Gefahr eine halbe Sekunde nach mir. Und diesmal reagierte er ungleich schneller als beim ersten Mal. Mit einem Satz war er herum, hetzte über das Schiff und begann gleichzeitig Kommandos zu brüllen. Unter mir wurden knallend die Geschützluken geöffnet, Männer schrien, und überall flammten plötzlich Fackeln und kleine brennende Lunten auf.

Mit einem Satz war ich bei Harmfeld und versuchte ihn zurückzureißen. »Sind Sie wahnsinnig, Kapitän?« schrie ich. »Was immer dort herankommt, es ist größer als Ihr Schiff!«

Harmfeld fuhr herum. Seine Hände zuckten, als wolle er mich packen. »Was soll ich tun, Ihrer Meinung nach?« fauchte er.

»Hier verschwinden!« antwortete ich, ebenso zornig wie er.

Harmfeld schnaubte. »Sie sind ja verrückt! Die ZUIDERMAAR ist ein Kriegsschiff, Sie Witzbold, kein Paddelboot! Ich brauche eine halbe Stunde, um das Schiff auch nur von der Stelle zu bekommen.« Er ballte die Faust, blickte die näherkommende Leuchterscheinung und die schäumende Bugwelle an und schüttelte noch einmal den Kopf. »Was immer dort herankommt – wir werden kämpfen müssen.«

Und es sah ganz so aus, als hätte er recht.

Ich versuchte in Gedanken die Zeit abzuschätzen, die noch bis zum Zusammenprall vergehen mußte – eine, allerhöchstens zwei Minuten, dann würde uns dieses Ding vermutlich in den Meeresboden hineinrammen. Ich legte die aneinandergebundenen Hände auf die Reling und spreizte instinktiv die Beine, um mich auf den Anprall vorzubereiten – eine, logisch betrachtet, höchst lächerliche Reaktion in Anbetracht dieses schwimmenden Berges.

Aber dann wurde der Schatten langsamer. Das unheimliche, rotgelbe Licht, das er ausstrahlte, glühte heller auf, tastete wie der Strahl eines

Scheinwerfers hierhin und dorthin und glitt, eine Handbreit unter der Wasseroberfläche, über den Rumpf der ZUIDERMAAR. Noch immer war der Riese nur als verschwommener Schatten unter dem Meer zu erkennen, aber ich sah deutlich, wie er langsamer und langsamer wurde und schließlich in einem engen Halbkreis herumschwenkte, bis er sich nahezu parallel zu unserem Schiff bewegte. Die Bugwelle verlief sich allmählich, aber über seinem Rücken begann mit einem Male das Wasser zu brodeln, wie bei einem Wal, der Luft abbläst. Der gewaltige Schatten begann zu wachsen, als das Ungetüm der Wasseroberfläche entgegenstrebte. Ich erkannte mehr Einzelheiten: den schlanken, zackenbesetzten Leib, die riesige Heckflosse, unter der das Meer sprudelte, den fürchterlichen Rammsporn an seinem Schädel, die beiden gewaltigen, runden Augen, die grelle Lichtnadeln durch das Meer stießen...

Und plötzlich wußte ich, was wir vor uns hatten!

»Es taucht auf!« sagte Harmfeld. Und dann, etwas lauter: »Kanoniere – Achtung. Feuer frei, sobald es oben ist.«

Sekunden vergingen, bis seine Worte in mein Bewußtsein drangen. Dann fuhr ich herum, packte Harmfeld bei den Rockaufschlägen und deutete wild auf das Meer hinaus. »Um Gottes willen, nicht!« keuchte ich. »Das ist kein Ungeheuer, Kapitän! Das ist –«

Harmfeld versetzte mir einen Stoß vor die Brust, der mich zurück und gegen die Reling taumeln ließ. Wütend hob er die Hand, als wolle er mich schlagen. »Sind Sie übergeschnappt, Craven?« schrie er. »Noch ein Wort, und ich lasse Sie in Ketten legen und unter Deck bringen!«

»Aber das ist –«

Harmfeld machte eine blitzschnelle Bewegung mit der Hand, und zwei seiner Marinesoldaten packten mich und zerrten mich grob zurück. Ich wehrte mich verzweifelt, aber mit gefesselten Händen hatte ich keine große Chance gegen die beiden kräftigen Männer. Rasch wurde ich über das Deck und in Richtung des Achterkastells gezerrt.

»Harmfeld!« schrie ich verzweifelt, »Nicht schießen! Das ist kein Ungeheuer! Sie werden –«

Meine Worte gingen in einem ungeheuren Krach unter, als sich die Bordgeschütze der ZUIDERMAAR nahezu gleichzeitig entluden. Zwei-, dreihundert Yards weiter draußen auf dem Meer spritzte das Wasser auf, Schaum und weiße Gischt schossen in die Höhe, und zwischen dem weißen Brodeln stoben Funken in die Luft, als die Kanonenkugeln

gegen zolldicken Stahl schlugen. Die beiden Männer, die mich hielten, blieben unwillkürlich stehen, um dem phantastischen Schauspiel zuzusehen.

Das Donnern der Geschützsalve war verstummt, aber das Meer kochte weiter und gebar weißen Schaum, als der Gigant weiter auftauchte. Die ZUIDERMAAR begann zu zittern, als gewaltige Wellen das Meer kräuselten und gegen ihre Flanke prallten.

Und plötzlich erhob sich vom Deck des Schiffes ein vielstimmiger, gellender Aufschrei, denn inmitten der sprudelnden Gischt erschien ein Alptraumschädel, gewaltig und schwarzgrün schimmernd, von einem Zackenkamm gekrönt und aus zwei riesigen, grell lodernden Augen glotzend.

»Feuer frei!« brüllte Harmfeld. Seine Stimme überschlug sich fast. Ich konnte die Angst darin beinahe greifen.

Die Backbordgeschütze der ZUIDERMAAR feuerten eine zweite Salve. Wieder spritzte das Meer auf, und wieder sah ich Funken und Metallsplitter davonfliegen, als die Geschosse gegen den stählernen Schädel des vermeintlichen Ungeheuers prallten und zersplitterten. Dann stach eine orangerote Flamme aus der brodelnden Gischt, ein helles, boshaftes Sirren erklang – und zwanzig Yards über unseren Köpfen löste sich ein Teil des Mastes in einer feurigen Wolke auf. Brennende Trümmerstücke prasselten auf das Deck und das gewaltige Kriegsschiff erbebte wie unter einem Hammerschlag.

Die beiden Männer, die mich hielten, waren für einen Moment abgelenkt, und ich nutzte die Chance, die sich mir bot. Blitzschnell riß ich mich los, packte den einen und schleuderte ihn wuchtig gegen seinen Kameraden. Die beiden Matrosen gingen zu Boden. Ich rannte zu Harmfeld zurück, packte ihn an den Schultern und riß ihn herum.

»Hören Sie endlich auf, Sie Idiot!« brüllte ich. »Stellen Sie das Feuer ein, ehe Sie uns alle umbringen!«

Harmfeld keuchte und versuchte sich aus meinem Griff zu befreien, aber die Wut gab mir zusätzliche Kraft. Ich stieß ihn gegen die Reling, versetzte einem seiner Soldaten, der mich zurückzerren wollte, einen Stoß mit dem Ellbogen, und packte Harmfeld erneut am Kragen.

»Das da draußen sind nicht unsere Feinde!« keuchte ich. »Ihr sogenanntes Seeungeheuer hätte uns mit dem ersten Schuß versenken können, ist Ihnen das klar? Es ist ein Unterseeboot, verdammt!«

Harmfeld wollte antworten, aber in diesem Moment erscholl ein ungeheures Pfeifen und Dröhnen, und eine Sekunde später rollte eine menschliche Stimme über das Meer heran, verzerrt und von einer phantastischen Technik hundertfach verstärkt. Eine Stimme, die ich nur zu gut kannte!

»Achtung, Kapitän der ZUIDERMAAR! Hier spricht Kapitän Nemo von Bord der NAUTILUS. Stellen Sie das Feuer ein!«

Harmfeld erstarrte. Bleich vor Schrecken wandte er sich um, starrte aus hervorquellenden Augen auf den vermeintlichen Monsterschädel – der nichts anderes als der Turm des Unterseebootes war – und versuchte, Worte hervorzubringen. Aber alles, was über seine Lippen kam, war ein unartikuliertes Stöhnen.

»Stellen Sie das Feuer ein und streichen Sie Ihre Flagge!« fuhr die hundertfach verstärkte Baßstimme Nemos fort. »Sie haben genau eine Minute Zeit, sich zu ergeben. Danach versenken wir Sie.«

Harmfeld begann am ganzen Leibe zu zittern. »Die... die NAUTILUS?« wimmerte er. »Das ist... das ist vollkommen unmöglich. Das ist...«

»Noch fünfundvierzig Sekunden!« schrien die Lautsprecher der NAUTILUS.

»Zum Teufel, Kapitän, antworten Sie!« sagte ich. »Nemo meint es ernst.«

»Aber das ist unmöglich!« keuchte Harmfeld. Seine Stimme klang schrill, fast kreischend. Sein Blick flackerte. »Die NAUTILUS ist eine Legende. Seemannsgarn. Es gibt dieses Schiff nicht!«

»Noch dreißig Sekunden«, sagte Nemo.

»Ihre Legende wird uns bis auf den Mond sprengen, wenn Sie nicht kapitulieren!« sagte ich verzweifelt. »Geben Sie Befehl, die Flagge zu streichen!«

Aber Harmfeld schien meine Worte gar nicht zu hören. Gelähmt vor Schrecken starrte er abwechselnd die NAUTILUS und mich an.

»Ihre Bedenkzeit ist um, mes Amis«, sagte Nemo freundlich. »Ich bedauere es zutiefst, aber Sie zwingen mich, Dinge zu tun, die mir im Grunde meiner Seele widerstreben, Pardonnez-moi.«

Und damit stach eine zweite, feurige Lanze zwischen den Bullaugen

der NAUTILUS hervor. Ein ungeheures Krachen erklang, und für einen Moment wurde die Nacht zum Tage, als hoch über unseren Köpfen die niederländische Flagge mitsamt einem Teil des Hauptmastes in Flammen aufging.

Mein Herz schien mit einem schmerzhaften Sprung direkt in meinen Hals hinaufzuhüpfen und dort wie ein toll gewordenes Hammerwerk weiterzuschlagen. Verzweifelt sah ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Für einen Moment war ich nahe daran, schlichtweg über Bord zu springen, um das rettende Ufer schwimmend zu erreichen. Aber ich verwarf den Gedanken, kaum daß er mir gekommen war. Wenn Nemo wirklich einen seiner schrecklichen Torpedos auf die ZUIDERMAAR abschoß, würden von diesem Schiff kaum mehr Trümmerstücke übrig bleiben.

Aber die tödliche, alles auslöschende Explosion, auf die ich wartete, kam nicht. Statt dessen begann plötzlich dicht vor der Reling das Meer zu brodeln, und eine Anzahl gewaltiger, schwarzglänzender Körper durchbrach die Wasseroberfläche. Harmfeld taumelte von der Reling zurück und fuchtelte wild und unkontrolliert mit den Händen umher. An Bord des Schiffes begann eine Panik auszubrechen. Der einzige, der nicht versuchte, eine möglichst große Entfernung zwischen sich und die Reling zu bringen, war ich.

Im Gegenteil. So rasch es mir mit meinen gefesselten Händen möglich war, ergriff ich eine der zusammengerollten Strickleitern, die längs der Reling lagen, warf sie über Bord und sah zu, wie die Riesengestalten hintereinander daran emporzuklettern begannen. Trotz ihres plumpen Äußeren bewegten sie sich äußerst geschickt und schnell. Schon nach wenigen Sekunden stiegen die ersten Männer über die Reling.

Es waren wahrhaftig Giganten. Keiner von ihnen war kleiner als zwei Meter, und ihre Schulterbreite betrug beinahe das Doppelte eines normalen Menschen. Selbst auf mich, der wußte, daß ihr monströses Äußeres nur auf die schweren Tiefsee-Monturen zurückzuführen war, die sie trugen, wirkte der Anblick fast beängstigend.

Während sich die Männer der NAUTILUS im Halbkreis um die Strickleiter verteilten und warteten, bis auch der letzte an Bord gekommen war, trat ich auf Harmfeld zu. Der Kapitän der ZUIDERMAAR war fast bis zur gegenüberliegenden Reling zurückgewichen und starrte aus hervorquellenden Augen auf die Horrorgestalten. Ein Teil seiner Mannschaft hatte sich um ihn geschart; die meisten bewaffnet, aber ebenso erstarrt vor Schrecken wie ihr Kapitän.

»Geben Sie Ihren Männern Befehl, die Waffen zu senken«, sagte ich hastig. »Ein einziger Schuß löst eine Katastrophe aus!«

Natürlich reagierte Harmfeld auch jetzt nicht auf meine Worte. Aber seine Männer hatten sie verstanden, und der Anblick der finsteren Giganten unterstrich meine Worte und überzeugte sie davon, daß es besser war, auf mich zu hören. Einer nach dem anderen senkten sie ihre Gewehre. Ich atmete innerlich auf.

Mittlerweile war auch der letzte Mann der NAUTILUS an Bord gekommen, und als ich mich umwandte, traten drei der monströsen Gestalten auf Harmfeld und mich zu. Eine von ihnen überragte selbst die schwarzgekleideten Riesen noch um mehr als Haupteslänge. Ich hätte noch nicht einmal durch die Frontscheibe ihres Helmes blicken müssen, um sie zu erkennen.

»Rowlf!« sagte ich erleichtert. »Ihr hättet wirklich keine Minute später kommen dürfen!«@

Howards Leibdiener trat auf mich zu und blickte kopfschüttelnd zu mir herab. »Issoch immer's selbe mit dir«, sagte er. »Kaum läßt ma dich'n Moment ausse Augen, bisse wieda inne Klemme.« Er seufzte, nahm umständlich seinen Helm ab und legte ihn vor sich auf das Deck.

»Was... was bedeutet das, Craven?« krächzte Harmfeld. »Sie kennen diese... diese Männer?«

»Das will ich meinen, mon Ami«, sagte eine der beiden anderen Gestalten. »Sie sind der Kapitän dieses famosen Schiffes, nehme ich an?«

Harmfeld starrte den Mann im Taucheranzug an und sagte kein Wort. Nach wenigen Sekunden hob der Mann – wie Rowlf zuvor – die Hände an den Kopf, löste seinen Helm und reichte ihn an seinen Begleiter weiter. Das schmale, ausgezehrt wirkende Asketengesicht mit dem weißen Haar, das unter dem Taucherhelm zum Vorschein kam, wirkte über den monströsen Schultern der Tiefseemontur beinahe lächerlich.

»Wenn ich mich vorstellen darf?« fragte er. »Mein Name ist Nemo. Kapitän Nemo. Und Sie sind...«

»Harm... Harmfeld«, stammelte Harmfeld. »Sie... Sie sind Nemo? Der... der Nemo?«

»In der Tat, mein Lieber, der Nemo«, erwiderte Nemo mit einem

raschen, flüchtigen Lächeln. Er hob den Arm, deutete mit der Metallklaue seines Anzuges auf seine übrigen Begleiter und schloß auch mich in die Geste ein. »Dies hier sind meine Leute, mon capitain«, sagte er. »Und wie Sie schon ganz richtig vermutet haben, handelt es sich bei Monsieur Craven um einen guten alten Bekannten von mir. Man könnte beinahe sagen, einen Freund.« Er runzelte die Stirn. »Ich sehe, er ist in Ketten?« fragte er. »Was hat er getan?«

Harmfelds Gesicht verlor noch ein wenig mehr an Farbe. »Nichts«, sagte er rasch. »Es handelt sich wohl um... um einen Irrtum.«

Nemo nickte. »Das scheint mir auch so, mon capitain. Es tut mir übrigens ausgesprochen leid, daß ich Ihr prachtvolles Schiff ein wenig beschädigen mußte, aber unsere Zeit ist knapp bemessen, und Ihre Kanonen drohten die NAUTILUS in Mitleidenschaft zu ziehen.«

»Was... was wollen Sie von uns?« stammelte Harmfeld.

»Das ist in der Kürze der Zeit und unter den gegebenen Umstanden leider nicht so einfach zu erklären«, antwortete Nemo knapp. »Aber ich darf Sie vielleicht bitten, mich an Bord meines Schiffes zu begleiten, mein lieber Freund. Dort werden Sie alles erfahren, was vonnöten ist.«

»Ich... ich bin Ihr Gefangener?« fragte Harmfeld.

Nemo seufzte. »Ich hätte vielleicht ein anderes Wort dafür gefunden«, sagte er. »Aber ja, sicher, man könnte es so nennen. Sagen wir der Einfachheit halber, daß Sie Ihr prachtvolles Schiff vorübergehend als geentert betrachten dürfen.«

»Dann ist es also wahr, was man sich über Sie erzählt!« sagte Harmfeld wütend. Er hatte den ärgsten Schrecken überwunden und fand seine Fassung jetzt wieder. »Sie sind nichts als ein gemeiner Pirat!«

»Aber ich bitte Sie, mon ami!« erwiderte Nemo in leicht beleidigtem Ton. »Nichts liegt mir ferner, als einen Akt der Piraterie zu begehen. Es ist nur so, daß wir aus einem ganz bestimmten Grund hier sind. Sie werden später alles erfahren, aber nehmen Sie jetzt damit vorlieb, daß wir Ihr Schiff brauchen.« .

»Und wozu?« fragte Harmfeld.

»Um diese Insel zu evakuieren«, antwortete Nemo.

»Evakuieren?« Harmfeld blinzelte irritiert. »Wie meinen Sie das? Was soll der Unsinn?«

»Ich fürchte, es ist alles andere als Unsinn«, sagte Nemo in eindeutig bedauerndem Ton. »Dies ist die Insel Krakatau, nicht wahr?«

Harmfeld nickte, und Nemo fuhr fort: »Der Vulkan wird ausbrechen, mon capitain. In weniger als zwei Tagen wird fast die gesamte Insel in einer einzigen, gewaltigen Explosion vom Antlitz dieses Planeten getilgt werden.«

* * *

Das Wesen fraß sich tiefer und tiefer in die Erde. Längst hatte es den Leib des Berges über sich zurückgelassen, die Insel, ja selbst den jahrmillionenalten Granit des Meeresbodens durchstoßen, aber immer noch fraß es sich weiter. Sein Leib, heiß wie das Herz einer Sonne, hatte eine feurige Wunde in die Erde gegraben, einen flammenden Kanal, erfüllt mit kochender Lava und Hitze, aber noch hatte es sein Ziel nicht erreicht.

Der Ssaddit hielt für einen Moment in seinem gierigen Fressen und Graben inne, um neue Kraft zu schöpfen. Rings um den schrecklichen Lavawurm herum glühte der Fels, und mit dem winzigen, nur von Instinkten beherrschten Etwas, das er anstelle eines Verstandes trug, spürte er die Verlockung des feurigen Erdinneren wie einen düsteren Ruf, der von tief, tief unten erscholl. Dort war sein Ziel. Dort, im kochenden Herz der Erde, in dem die Erinnerung an die Jugend dieses blauen Planeten noch frisch war, würde er seine Erfüllung finden. Selbst er würde sterben, wenn ihn die Umarmung des flammenden Magmas umfing, aber das spielte keine Rolle. Den Weg dorthin zu graben, war der einzige Zweck seines Daseins. Seines und dem seiner zahllosen Artgenossen, die sich jetzt noch tatenlos in den sprudelnden Lavaseen des Krakatau suhlten, abwartend, aber bereit, ihm zu folgen, wenn er den Ort der Bestimmung erreicht hatte.

Dann geschah etwas. Die verkümmerte Intelligenz des Ssaddit reichte nicht aus, die Veränderung zu erkennen, aber er spürte immerhin, daß irgend etwas in seiner Nähe geschah, daß Bewegung war, wo keine sein durfte, nicht hier, tief unter der Meeresoberfläche.

Der Ssaddit kroch weiter. Sein schreckliches Maul verschlang Felsen und Erz und verflüssigte es, während er, zuckend und sich windend wie ein bizarrer Wurm, weiter in die Tiefe glitt.

Und plötzlich war der massive Fels unter ihm verschwunden, sein schnappendes Maul griff ins Leere, und dann stürzte die gewaltige Kreatur dreißig Yards weit in die Tiefe und schlug auf dem Boden einer Höhle auf, eines natürlich vor Jahrmilliarden entstandenen Hohlraumes, der noch nie das Licht der Sonne erblickt hatte. Das Wesen spürte keinen Schmerz, denn dazu war es nicht fähig, sondern wand sich nur ein paarmal wie ein getretener Wurm, hob seinen augenlosen Schädel und kroch schwerfällig zur Mitte der gewaltigen Gesteinsblase.

Dann...

Ein dünner, hellgrün glühender Faden aus Licht teilte die äonenalte Finsternis, berührte den Ssaddit und tötete ihn in Bruchteilen von Sekunden. Das unheimliche Glühen des Feuerwurmes erstarb, und mit einem Male war die Alptraumkreatur nicht mehr als ein Stück verkrümmt daliegender, schwarzer Schlacke.

Aber das Licht erlosch nicht, sondern wanderte weiter, glitt hierhin und dorthin und verharrte schließlich in der Mitte der Höhle, genau unter der flammenden Wunde, die Dagons Kreatur in ihre Decke geschlagen hatte. Es begann zu pulsieren, wuchs, schrumpfte wieder zusammen und dehnte sich aus, bis aus der flammenden Lichtnadel ein ellipsoides Etwas aus purer Helligkeit geworden war.

Im Inneren der unheimlichen Erscheinung begannen sich Schatten zu bilden. Eine Weile tanzten sie hektisch hin und her, als wären die Kräfte, die sie lenkten, noch nicht stark genug, sie zu einem Körper zu ballen. Dann ertönte ein heller, peitschender Laut, und aus den Schatten wurde ein drei Meter hohes, monströses Etwas, ein Ding, tausendmal schlimmer als ein Fiebertraum, tentakelpeitschend und geifernd, mit riesigen, blutigroten Augen. Mit einem einzigen Schritt trat der Gigant aus dem leuchtenden Tor heraus. Unter seinen Füßen bebte der Boden, und als er an den verendeten Ssaddit herantrat und ihn mit einem seiner zahllosen Gliedmaßen berührte, zerfiel der Kadaver zu feiner, grauer Asche.

Für eine Weile stand der Riese einfach da, starrte ins Nichts und schien zu lauschen. Dann, mit einer Bewegung, die seinem plumpen Äußeren Hohn sprach, drehte er sich herum und trat wieder in das Tor hinein. Das grüne Lichtmeer zuckte und wogte wie bewegtes Wasser hinter ihm, und kaum war sein Körper mit dem Glühen verschmolzen, schrumpfte es wieder zu einem Lichtfaden zusammen. Dann erlosch es.

An der Decke der Höhle begann der Fels abzukühlen. Nach einer Weile glühte der Fels nurmehr in sanftem, sehr dunklem Rot, und etwas später erlosch auch dieses. Die Wunde, die der Erde geschlagen worden war, war wieder verheilt. Die Dunkelheit, die seit Äonen die unterseeische Höhle beherrscht hatte, nahm ihr Reich wieder in Besitz. Es schien, als wäre nichts geschehen.

Und doch hatte sich etwas verändert. Niemand wußte es, niemand spürte es, nicht einmal die, die sein Kommen herbeigefürchtet hatten, und doch war der Tod dieses einen Ssaddit die erste Schlacht gewesen. Eine Schlacht, die vielleicht die endgültige Entscheidung über das Schicksal dieser Welt herbeiführen würde.

Denn der UNAUSSPRECHLICHE war zurückgekehrt in die Wirklichkeit, die zu bewachen ihm aufgetragen worden war.

Bewachen.

Nicht beschützen.

* * *

Die NAUTILUS war längsseits gegangen. Das gewaltige Turmluk hatte sich geöffnet, und einer von Nemos Männern hatte eine Laufplanke ausgelegt, so daß wir das Unterseeboot trockenen Fußes erreichen konnten. Harmfeld hatte sich nicht mehr gesträubt, Nemos »Einladung« Folge zu leisten und an Bord der NAUTILUS überzuwechseln – wenn auch höchstwahrscheinlich weniger aus Einsicht, als vielmehr, weil er von dem Gehörten und Erlebten viel zu schockiert war, um überhaupt zu so etwas wie Widerspruch fähig zu sein. Ich war ein wenig enttäuscht, Howard nicht im Turm vorzufinden, aber Nemo erklärte mir, daß er im Salon auf mich und den Kapitän der ZUIDERMAAR warten würde, und ich beeilte mich, die gewendelte Eisentreppe hinunter in die Kommandozentrale der NAUTILUS zu laufen.

Unser Wiedersehen war so herzlich, wie man es nach allem, was in der Zwischenzeit geschehen war, erwarten konnte. Howard schloß mich schlichtweg in die Arme und preßte mich so heftig an sich wie eine Mutter, die ihren totgeglaubten Sohn wiedergefunden hat. Einen Moment lang ließ ich seine stürmischen Freudenbezeugungen über mich ergehen, dann löste ich mich aus seiner Umarmung, trat einen Schritt zurück und musterte ihn von Kopf bis Fuß.

Howard sah nicht gut aus; aber das konnte man von einem Mann, der Wochen an einer tödlichen Krankheit gelitten hat, auch schwerlich erwarten. Tiefe graue Schatten lagen auf seinen Wangen, und seine Augen hatten einen fiebrigen Glanz, der wohl nur zum Teil auf seine Erregung zurückzuführen war. Seine Hände zitterten ganz leicht, als er einen Zigarillo aus der Rocktasche nahm und anzündete.

»Wie schön, dich wiederzusehen. Junge«, sagte er – zum wahrscheinlich dreißigsten Male. »Ich hatte die Hoffnung bereits aufgegeben.«

»Du weißt doch: Unkraut vergeht nicht«, antwortete ich.

Howard lächelte pflichtschuldig, aber der ernste Ausdruck in seinen Augen nahm eher zu. Er setzte sich, schnippte die Zigarrenasche auf den Boden und wies mich mit einer einladenden Geste an, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Ich sah zur Tür zurück, ehe ich gehorchte. Das halbrunde Stahlschott hatte sich hinter mir wieder geschlossen.

»Ich habe darum gebeten, daß man uns für einige Minuten in Ruhe läßt«, sagte Howard, der meinen Blick richtig deutete. »Wir haben eine Menge zu bereden. Und nicht sehr viel Zeit. Was ist passiert?«

Ich zögerte einen Moment, zu antworten. Mir brannten selbst tausend Fragen auf der Zunge, angefangen mit der, wieso die NAUTILUS plötzlich hier aufgetaucht war – nicht nur tausende von Meilen von der schottischen Küste entfernt, sondern noch dazu zwei Jahre in der Vergangenheit. Aber ich kannte Howard auch gut genug, um zu wissen, daß ich ohnehin keine Antwort bekommen würde, ehe nicht sein Wissensdurst gestillt war. So fügte ich mich denn und erzählte ihm alles, was seit unserer letzten Begegnung geschehen war, über die verzweifelte Odyssee der DAGON und mein Zusammentreffen mit dem geheimnisvollen Feind der GROSSEN ALTEN, bis hin zu dem, was sich auf Krakatau selbst zugetragen hatte. Howard sagte während der ganzen Zeit kein Wort, aber er hatte seine Physiognomie nicht gut genug unter Kontrolle, daß ich nicht darin hätte lesen können. Nicht sehr viel von dem, was er hörte, schien ihn zu überraschen.

Auch als ich zu Ende berichtet hatte, schwieg Howard weiter, und schließlich hielt ich es nicht mehr aus und platzte heraus: »Was hat das alles zu bedeuten, Howard? Wie kommt die NAUTILUS hierher? Woher wußtet ihr überhaupt, wo ich bin, und was hat Nemo damit gemeint: diese Insel wird vom Angesicht des Planeten getilgt werden?«

Howard lächelte, wurde aber sofort wieder ernst. »Mein alter Freund Nemo befleißigt sich manchmal einer etwas blumenreichen Ausdrucksweise«, sagte er. »Aber er hat recht, Robert. Sagt dir der Name Krakatau wirklich so wenig? Denk zurück – zwei Jahre ungefähr.«

Ich überlegte einen Moment, schüttelte aber dann den Kopf. Vor zwei Jahren hatte ich friedlich in London gelebt und versucht, mich in die Geheimnisse einzuarbeiten, die mir mein Vater zusammen mit seinem Riesenvermögen hinterlassen hatte. Ich hatte während dieser Zeit kaum etwas von dem mitbekommen, was rings um mich herum auf der Welt vorging.

»Zwei Jahre in der Vergangenheit, das ist jetzt«, sagte Howard. »Der Vulkan wird ausbrechen, in einer der größten Eruptionen seit Menschengedenken.«

»Das ist unmöglich!« protestierte ich. »Der Berg ist völlig ruhig, und –«

»Und doch ist es geschehen. Oder wird geschehen«, sagte Howard. »Ich weiß es. Und Nemo und alle anderen auch.«

»Und es gibt… keine Möglichkeit, es… es zu verhindern?«

Howard schüttelte traurig den Kopf. »Wie willst du etwas verhindern, was schon geschehen ist, Robert?« fragte er. »Wir können nur versuchen, so viele Menschen wie möglich von der Insel fortzuschaffen, ehe die Katastrophe hereinbricht.«

»Deshalb hat Nemo die ZUIDERMAAR einfach entern lassen«, sagte ich.

Howard nickte. »Ja. Für lange Erklärungen bleibt keine Zeit. Wir haben achtundvierzig Stunden, um Krakatau zu evakuieren, von hier zu verschwinden und so weit aufs Meer hinauszufahren, wie wir nur können. Dieses holländische Kriegsschiff hat sogar noch weniger Zeit. Es muß einen Hafen erreichen, ehe die Flutwelle kommt.« Er seufzte, stand auf und kam mit einer zerknitterten Seekarte wieder. Ich sah, daß er einige Punkte darauf mit roten Strichen markiert hatte.

»Einen Vorteil haben wir«, sagte er, während er die Karte auseinanderfaltete und mit dem Handrücken glattstrich. »Wenn auch einen kleinen. Da wir wissen, wo und wie schlimm die Springflut zugeschlagen hat, können wir dem Kapitän des Schiffes ziemlich genau sagen, wohin er segeln muß, um zu überleben.«

»Und… alles andere?« fragte ich stockend. »Dagon und Shannon und…«

»Dazu bleibt keine Zeit«, unterbrach mich Howard leise, aber sehr ernst. »Auf dieser Insel leben an die tausend Menschen. Wir werden kaum alle retten können, aber jeder Moment ist kostbar. Dein fischgesichtiger Freund wird zusammen mit dem Vulkan in die Luft fliegen.«

»Und Shannon auch«, fügte ich düster hinzu.

Howard wich meinem Blick aus. »Ich fürchte es«, murmelte er. Er schwieg einen Moment, sah mich dann doch an und fragte: »Du magst ihn sehr, wie?«

»Ich… ich weiß nicht«, antwortete ich ausweichend. »Bis vor ein paar Tagen dachte ich, er wäre mein Freund, aber jetzt…« Ich suchte vergeblich nach den passenden Worten. Wie hätte ich die Enttäuschung, ja, das Entsetzen, mit dem mich Shannons so plötzliche Verwandlung erfüllt hatte, auch ausdrücken sollen?

»Wir können nichts für ihn tun«, sagte Howard leise. »Nicht, wenn er wirklich zu Dagon gegangen ist.«

»Ich könnte versuchen, ihn herauszuholen«, sagte ich.

Howard lachte. Es klang nicht besonders amüsiert. »Nach allem, was du mir erzählt hast? Du bist verrückt, Junge.«

»Aber er ist wenigstens kein Verräter!« sagte eine Stimme hinter mir.

Howard fuhr auf und preßte wütend die Lippen zusammen, und auch ich drehte mich herum – und unterdrückte im letzten Augenblick einen erschrockenen Ausruf.

Das Schott hatte sich lautlos wieder geöffnet, und Nemo, Rowlf und Kapitän Harmfeld waren hereingekommen, begleitet von zwei Matrosen der NAUTILUS, die wie zufällig rechts und links von Harmfeld standen. Und einem jungen, dunkelhaarigen Mädchen, das Howard und mich abwechselnd mit zornsprühenden Blicken anstarrte.

»Jennifer!« entfuhr es mir. »Sie? Wie… wie kommen Sie hierher?« Ich sprang auf und eilte ihr entgegen, aber Jennifer ignorierte mich und ging mit schnellen Schritten auf Howard zu.

»Halten Sie so Ihr Wort, Lovecraft?« fauchte sie. »Wir hatten etwas

anderes vereinbart.«

»Unsinn«, verteidigte sich Howard. »Wir haben versichert, daß wir Sie hierher bringen, mehr nicht. Und selbst wenn – es stehen Menschenleben auf dem Spiel, was gilt da ein gegebenes Wort?«

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte ich verstört »Wie kommen Sie hierher, Jenny?«

»Das fragst du besser deinen Freund Howard«, schnappte Jennifer wütend. »Wir hatten eine Abmachung.«

»Eine Abmachung?« Ich sah Howard an.

»Das stimmt«, gestand er. »Wir... haben versprochen, sie zu Dagon zu bringen. Als Gegenleistung hat sie uns verraten, wo du bist. Und wann«, fügte er mit sonderbarer Betonung hinzu.

»Und Sie betrügen mich«, sagte Jennifer böse. »Ich habe mein Wort gehalten und Sie zu Craven geführt. Jetzt bringen Sie mich zu Dagon.«

»Kindchen«, begann Howard, »das ist –«

Jennifer fuhr ihm mit einer wütenden Bewegung ins Wort. »Das ist, was wir vereinbart haben, Lovecraft. Ich habe mein Wort gehalten, jetzt halten Sie das Ihre. Wenn nicht –« Sie sprach nicht weiter, aber vielleicht war es gerade das, was ihren Worten ein solches Gewicht verlieh. Howard preßte die Lippen aufeinander, aber ich spürte, daß sein Zorn nicht ganz echt war; und daß sich eine Furcht dahinter verbarg, die ich nicht verstand.

Ehe er antworten und damit alles nur noch schlimmer machen konnte, trat ich zwischen ihn und das schwarzhaarige Mädchen, um so wenigstens den Blickkontakt zwischen den beiden ungleichen Kampfhähnen zu unterbrechen.

»Jenny«, sagte ich, »warum erzählen Sie mir nicht einfach, was geschehen ist. Vielleicht finden wir eine Lösung.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, antwortete sie wütend. »Ich hatte eine Abmachung mit Lovecraft und Nemo. Ich habe ihnen gesagt, wo Sie zu finden sind, und dafür haben sie sich verpflichtet, mich zu Dagon zu bringen.«

»Warum?« fragte ich. »Was versprechen Sie sich davon?«

»Das geht Sie nichts an«, antwortete sie wütend.

»Ich denke doch«, widersprach ich. »Sehen Sie, mir ist auch daran gelegen, Dagon zu finden, ehe hier alles in die Luft fliegt, aber wenn ich Ihnen helfen soll, dann muß ich wissen, auf welcher Seite Sie stehen, Jenny.«

»Siehst du das wirklich nicht, Robert?« fragte Howard leise. »Schau sie dir doch an. Sie liebt ihn. Sie liebt dieses Ungeheuer!«

Seine Stimme troff dabei so von Verachtung, daß Jenny wie von der Tarantel gestochen herumfuhr und es für einen Moment so aussah, als wolle sie sich auf ihn stürzen.

»Wollen Sie es bestreiten?« fragte Howard kühl.

Ich drehte mich wütend herum. »Howard, zum Teufel, was soll das?« schnappte ich.

Ich bekam keine Antwort, aber das zornige Funkeln in Howards Augen verstärkte sich weiter. Einen Moment lang erwiderte ich seinen Blick, dann drehte ich mich wieder zu Jennifer um und versuchte zu lächeln. Ganz gelang es mir nicht

»Ist es wahr?« fragte ich. »Lieben Sie Dagon?«

Das Mädchen schürzte wütend die Lippen. »Und wenn?« fragte sie.

»Wenn«, antwortete ich, sehr leise und in aufrichtig bedauerndem Ton, »kann ich Ihnen nicht helfen, Jenny. Das müssen Sie einsehen. Dagon ist unser Feind, und nicht nur unserer.«

»Ach?« fragte Jennifer. »Ist er das?«

Ich stutzte. Ihre Worte waren genau in dem Ton vorgebracht, in dem ein störrisches Kind reden mochte, das ausprobierte, wie weit es gehen kann. Und trotzdem ließ mich etwas darin aufhorchen. »Wie meinen Sie das?« fragte ich.

In Jennifers Augen blitzte es. »Warum kommen Sie nicht mit mir und fragen ihn selbst?« sagte sie.

Ich wollte antworten, aber ich konnte es nicht. Jennifer haßte mich, das war mir klar, im gleichen Moment, in dem ich in ihre Augen sah. Sie haßte Howard, Nemo, mich – überhaupt jeden hier, denn in den letzten Augenblicken hatte sie vermutlich die größte Enttäuschung

ihres Lebens erlebt. Ich wußte noch immer nicht genau, was Howard und sie vereinbart hatten – aber es schien, als hätte sie ihren Teil dieses sonderbaren Handels eingehalten. Wenn Howard jetzt die Vereinbarung brach, dann mußte ihr dies wie Betrug vorkommen. Genaugenommen war es das wohl auch. Und genaugenommen konnte ich es nicht gutheißen, ganz gleich, aus welchen Gründen heraus Howard und Nemo handeln mochten. Auch ein Betrug an einem Feind bleibt ein Betrug, egal wie man es dreht und wendet.

Aber da war noch mehr. Über diese Tatsache hinaus konnte ich Jennifer nur zu gut verstehen. Ich wußte aus eigener schmerzlicher Erfahrung, wie eng Liebe und Leid miteinander verbunden sind. Auch ich hatte eine Enttäuschung erlebt, die ich selbst jetzt, nach mehr als zwei Jahren, noch nicht vollends verwunden hatte.

Schließlich senkte ich den Blick, starrte einen Moment zu Boden und wandte mich dann wieder an Howard. »Du bleibst dabei?«

»Die NAUTILUS wird sich keinen Fuß von der Stelle rühren«, sagte Howard hart – und in einem Ton, der mich davon abhielt, noch einmal zu fragen.

»Gut«, antwortete ich. »Dann werde ich zusammen mit Jenny gehen.«

Howard keuchte. »Du willst –«

»Morgen früh«, fuhr ich fort, mit ganz leicht erhobener Stimme. »Nur wir zwei. Alles, was ich brauche, sind frische Kleider und ein Gewehr. Und vierundzwanzig Stunden Zeit. Habe ich die?«

Howard antwortete nicht sofort, sondern tauschte einen fragenden Blick mit Nemo. Der Kapitän der NAUTILUS nickte beinahe unmerklich.

»Gut«, sagte Howard. Seine Stimme klang seltsam. Zorn war darin, aber auch noch etwas anderes, das ich nicht zu benennen vermochte. »Vierundzwanzig Stunden. Keine Minute länger, Robert. Übermorgen bei Sonnenaufgang stechen wir in See, ob du an Bord bist oder nicht. Wenn wir bleiben, ist es unser aller Tod.«

* * *

Er wartete.

Unsichtbar und lautlos wie einst auf der DAGON verfolgte er, was sich auf der winzigen Insel tief unter ihm abspielte. Er war ein Gigant, der hoch über den Wolken schwebte, so mühelos, wie er die Weiten des Weltalls durchschritten und die Barrieren der Zeit überwunden hatte. So etwas wie Ungeduld kannte er nicht. Und trotzdem verspürte er eine sonderbare Erregung.

Der Moment der Entscheidung war nahe. Nicht der endgültigen Entscheidung, natürlich. Der Krieg, in dem selbst er nur ein winziges, unbedeutendes Werkzeug war, währte seit Erschaffung des Kosmos und würde dauern, solange das Universum bestand, und obwohl ihn beide Seiten mit verbissener Wut führten, wußten sie gleichzeitig, daß niemals die eine oder andere wirklich und endgültig siegen konnte.

Und trotzdem stand die Entscheidung dicht bevor. Die Entscheidung über das Schicksal der winzigen Kreaturen, die tief unter ihm lebten und glaubten, die Herren ihrer Welt zu sein, die sie in Wirklichkeit nur geliehen bekommen hatten. Die Entscheidung über das Schicksal eines Gottes, der nicht begriffen hatte, daß er unter den Mächtigen nur ein Zwerg war. Die Entscheidung über das Schicksal jener verlorenen kleinen Insel.

Und vielleicht über das dieser ganzen Welt…

* * *

Über dem Strand lag das Schweigen des Todes. Die Luft war still, beinahe unbewegt, und selbst das monotone Rauschen und Wispern der Brandung klang wie von weit, weit her, obwohl die Wellen nur wenige Handbreit hinter den Füßen der Männer gegen den Strand leckten.

Während der zweiten Hälfte der Nacht war das Schreien und Schießen verklungen und die Brände einer nach dem anderen erloschen, und jetzt lagen die Häuser dunkel und bar jeden Lebens da; eine halbhohe, im grauen Licht der Dämmerung wie eine gezackte Zinnenmauer wirkende Wand, die sich vor dem größeren Schatten des Berges erhob. Brandgeruch hing in der Luft, und hier und da kräuselte sich noch Rauch in den Himmel.

Eine Mauer des Schweigens. Es hätte der grünweißen, mit kleinen glitzernden Klümpchen durchsetzten Schleimspur auf dem Strand nicht einmal bedurft, um mir zu sagen, daß in diesem Ort nichts Lebendes mehr war.

»Warten Sie«, sagte Harmfeld, als ich weitergehen wollte, um einer Welle auszuweichen, die schäumend herangerollt kam. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

»Ach?« erwiderte ich spitz. »Wie kommen Sie darauf?«

Harmfeld runzelte die Stirn, schenkte mir einen bösen Blick und sah aus zusammengekniffenen Augen zurück zum Meer, wo sich die ZUIDERMAAR wie ein gewaltiger schwimmender Berg erhob. Das Schiff war näher an die Küste herangekommen, so nahe, wie es einem Schiff dieser nicht unbeträchtlichen Größe eben möglich war, bevor es Gefahr lief, plötzlich auf dem seichten Strand aufzusetzen. Trotzdem war es noch eine gute halbe Meile vom Ufer entfernt. Selbst die NAUTILUS, deren Turm wie eine stählerne Klippe unweit des Schiffes aus dem Meer ragte, erschien mir unendlich weit entfernt. Das Bild erinnerte mich an Howard und Rowlf, die beiden einzigen Freunde, die ich besaß, und die auf diesem Schiff zurückgeblieben waren. Es tat weh. Ich hatte bis vor wenigen Stunden noch nicht einmal zu hoffen gewagt, sie überhaupt wiederzusehen. Und dann war dieses Wiedersehen ganz, ganz anders verlaufen, als ich mir erträumt hatte. Wie kam es nur, daß Howard und ich, die beide für den anderen eine große Hochachtung und ebenso tiefe Zuneigung empfanden, sich fast ununterbrochen stritten? Was war der Grund – waren wir zu verschieden oder zu ähnlich? Oder war es vielleicht so, daß man nicht tagtäglich mit dem Bösen umgehen konnte, ohne selbst so zu werden? Vielleicht war es wirklich so, wie Howard einmal – nicht ganz im Scherz – gemeint hatte: Es ist, als würdest du mit den Händen im Dreck wühlen, Junge. Du kannst ihn fortwerfen, so weit du willst. Etwas bleibt immer an dir haften.

Ich verscheuchte den Gedanken, trat – Harmfelds Befehl mißachtend – zwei Schritte weiter auf den Strand hinauf und sah schadenfroh zu, wie Harmfeld und seine Leute nasse Füße bekamen. Auch Jennifer hatte sich ein Stück weit den Strand hinauf bewegt, obwohl sie gewiß nicht wasserscheu war. Ein flüchtiges Lächeln verzog ihre Lippen, als sie Harmfelds Mißgeschick bemerkte. Der Holländer fluchte, trat an meine Seite und blickte wieder zum Ort hinüber.

Ein besorgter, ja beinahe schon ängstlicher Ausdruck begann sich auf seinen Zügen breitzumachen, während sein Blick über die niedergebrannten Häuser tastete. Seine Hand legte sich in einer unbewußten Geste auf den Griff des Paradesäbels, der von seiner Seite baumelte. Nirgends war eine Spur von Leben zu erblicken, aber das hatten wir auch nicht erwartet. Aber es war auch nicht ein einziger Toter zu sehen. Und das war beinahe schlimmer.

Langsam gingen wir weiter, flankiert von dem Dutzend Männer, das Harmfeld und mich begleitete. Keiner von uns sprach, und selbst Jennifers Antlitz zeigte Furcht und Schrecken, als wir in die niedergebrannte Stadt eindrangen. Der Ort wirkte – so absurd es klingt – auf beunruhigende Weise friedlich. In dem kleinen, zum Hafen deklarierten Straßenabschnitt, in dem unsere Pinasse angelegt hatte, dümpelte ein halbes Dutzend Fischerboote in der Brandung, ein Stück weiter nördlich lugte das halbverfaulte Wrack eines etwas größeren Bootes aus dem Wasser, das vor Jahren einmal hier aufgelaufen sein mußte, ohne daß sich jemand die Mühe gemacht hätte, es zu bergen. Ein Stück den Strand hinauf, auf halber Strecke zwischen der Flutlinie und dem eigentlichen Ort, erhob sich das windschiefe Gebäude der Hafenkneipe, in der Shannon und ich am Tage zuvor um ein Haar gelyncht worden wären. Seine Tür stand offen, so daß ich ungehindert in sein Inneres blicken konnte. Es war leer. Durch eine Laune des Zufalls war es eines der wenigen Gebäude, die den Brand überstanden hatten. Nicht einmal seine Wände waren geschwärzt.

Harmfeld schickte einen seiner Soldaten mit einer knappen Handbewegung in die Kneipe, nahm die Finger endlich von seinem Säbel und zog statt dessen einen langläufigen Revolver unter seiner Uniformjacke hervor. Das Knacken, mit dem er den Hahn zurückzog, klang in der unheimlichen Stille wie ein Peitschenhieb. Wir gingen weiter, instinktiv enger zusammenrückend. Das Meer rauschte monoton gegen die Küste, und der Wind begann mit trockenen Abfällen und Fensterläden zu spielen; aber nirgendwo zeigte sich die geringste Spur von Leben. Harmfelds Männer schwärmten aus, um hier und da ein Haus zu durchsuchen, aber das Ergebnis war immer das gleiche. Der Ort war leer. Die Überlebenden – falls es welche gegeben hatte – waren verschwunden, zusammen mit den Toten. Und Harmfelds Hilfstruppe.

»Was ist hier geschehen?« flüsterte Harmfeld. Seine Stimme bebte.

Es war keine Frage, auf die er eine Antwort haben wollte, und so schwieg ich.

Wir durchquerten den Ort zur Gänze und blieben dicht vor der wuchernden grünen Mauer des Dschungels stehen. Harmfeld wich meinem Blick aus, aber ich sah, daß er immer wieder nach oben starrte, zum Gipfel des Krakatau hinauf. Der Berg spie Flammen, aber im hellen Licht der Morgensonne sah das Bild auf bedrückende Weise ästhetisch aus. Es war nichts Bedrohliches daran. Absolut nichts.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, murmelte er. »All diese Menschen. Die... die Insel hat beinahe sechshundert Einwohner, und...« Er stockte, scharrte einen Moment mit der Schuhspitze im Boden und sah plötzlich mit einem Ruck auf. »Sagen Sie mir die Wahrheit, Craven«, sagte er. Seine Stimme klang fast flehend. »Das alles ist doch nicht wahr! Das ist nur ein Trick Ihrer Freunde, damit ich keinen Widerstand leiste!«

»Leider nicht, Kapitän«, antwortete ich. »Ich fürchte, es ist so. Der Vulkan wird ausbrechen, in genau dem Moment, den Nemo Ihnen vorhergesagt hat.«

Harmfelds Augen weiteten sich ungläubig, aber irgendwie schien er zu spüren, daß ich die Wahrheit sagte. »Was sind Sie?« fragte er leise. »So eine Art Hellseher?«

»Manchmal«, antwortete ich.

Harmfeld schien noch mehr sagen zu wollen, beließ es aber dann bei einem Kopfschütteln und rammte seine Pistole mit einer übertrieben heftigen Bewegung in die Halfter zurück. »Ich lasse meine Männer die Stadt noch einmal durchsuchen, bevor wir zum Schiff zurückkehren«, sagte er. »Ich muß sichergehen.«

»Das wird Nemo nicht sehr freuen«, sagte ich. »Wir haben keine Zeit dafür.«

Harmfeld fuhr auf. »Wir sollen die Insel evakuieren, oder?« fauchte er. »Das heißt, Menschen zu retten. Und ich fange damit hier an.« Er ballte die Faust, beruhigte sich aber so schnell wieder, wie er aufgefahren war.

»Und Sie wollen wirklich dort hinauf?« fragte er mit einer Kopfbewegung auf den Vulkan.

»Ja«, antwortete Jennifer an meiner Stelle. »Aber wir werden zurückkommen, Kapitän. Keine Sorge.«

Harmfelds Nicken wirkte nicht sehr überzeugend.

* * *

»Dieser Narr«, murmelte Howard. »Dieser verdammte, romantische Narr. Er wird sich umbringen!« Wütend schlug er mit der Faust auf

den Tisch, so daß Tintenfaß und Kohlestifte einen wilden Tanz vollführten, zog dann einen seiner berüchtigten schwarzen Zigarillos aus der Brusttasche seines Rockes und riß ein Streichholz an.

»Du hättest ihn aufhalten können«, sagte Nemo, der auf der anderen Seite des Kartentisches Platz genommen hatte. »Warum hast du es nicht getan?«

»Aufhalten?« Howard stieß eine blaue Qualmwolke in die Luft. »Du kennst Robert nicht sehr gut, sonst hättest du das nicht gesagt«, behauptete er. »Eher hinderst du den Krakatau mit bloßen Händen daran, auszubrechen.« Wütend sog er an seiner Zigarre, daß ihr brennendes Ende fast weiß aufglühte.

Nemo hustete demonstrativ. »Was macht dich so zornig?« fragte er leise. »Die Tatsache allein, daß er gegangen ist, oder die, daß er es gegen deinen Willen getan hat?«

Howard schnaubte. »Wenn er nicht zurückkommt, war alles umsonst«, fauchte er. »Ist dir das klar? Er ist genau wie sein Vater, als der im gleichen Alter war. Immer mit dem Kopf durch die Wand. Irgendwann«, fügte er leiser hinzu, »wird er auf eine treffen, an der er sich den Schädel einrennt.«

Die Tür wurde geöffnet. Nemo, der gerade zu einer Antwort angesetzt hatte, blickte unwillig auf und legte drohend die Stirn in Falten. Der Matrose, der hereingekommen war, schob rasch die Hand vor und reichte ihm einen kleinen Zettel, auf den wenige Worte gekritzelt waren. Nemo blickte kurz darauf, nickte dann und erhob sich.

»Was ist los?« fragte Howard.

»Ein Schiff«, antwortete Nemo. »Es kommt näher. Sehr schnell.«

»Krakatau ist eine Insel«, erinnerte Howard. »Da kommt es schon einmal vor, daß ein Schiff auftaucht.«

Nemo starrte ihn böse an, und Howard beeilte sich plötzlich, aufzustehen und hinter ihm den Kartenraum zu verlassen, um in den Turm der NAUTILUS hinaufzugehen.

Durch die beiden großen, kreisrunden Kristallfenster fiel heller Sonnenschein in den kleinen Raum. Einer von Nemos Männern stand, einen Feldstecher in der Hand, vor dem leeseitigen Fenster, trat bei ihrem Eintreten zurück und reichte Nemo schweigend das Glas.

Der Kapitän der NAUTILUS blickte eine Weile stirnrunzelnd hindurch und gab es an Howard weiter.

Der Horizont schien mit einem gewaltigen Satz näherzukommen, als Howard den Feldstecher ansetzte. Er mußte einen Moment suchen, um das Schiff zu entdecken, von dem Nemo gesprochen hatte, aber als er es sah, zog auch er verwirrt die Brauen zusammen.

Das Schiff war kein Schiff, sondern ein schwimmendes Wrack. Das Segel hing in Fetzen und war so schmutzig, daß sich Howard fragte, wieso es nicht beim ersten Windstoß wie Glas zerbrach; Rumpf und Masten waren von Tang und Algen überwachsen und an zahllosen Stellen geflickt. Eine goldfarbene Monstrosität prangte als Gallionsfigur am Bug des Seelenverkäufers. Für einen Moment war Howard fast sicher, eine Piratenflagge zu finden, wenn er nur lange genug danach suchte.

Und das Schiff war schnell. Ungefähr dreimal so schnell, wie es hätte sein dürfen...

»Kannst du den Namen entziffern?« fragte Nemo.

Howard richtete den Feldstecher erneut auf den Bug des Schiffes.

»V-a-n-H-e-l-s-i-n-g«, buchstabierte er, stockte, setzte das Glas ab, sah Nemo stirnrunzelnd an und sagte noch einmal: »Van Helsing?«

»Der Kapitän muß entweder ein Idiot oder ein Witzbold sein«, knurrte Nemo. Er schüttelte den Kopf, nahm Howard das Glas ab und sah noch einige Sekunden auf das Meer hinaus, ehe er mit einer Kopfbewegung nach oben deutete, auf das offenstehende Turmluk.

»Gehen wir hinauf, um unsere Besucher zu empfangen«, sagte er.

Ein kalter, nach Salzwasser riechender Wind schlug ihnen entgegen, als sie die schmale Eisenleiter hinaufstiegen. Die VAN HELSING kam so rasch näher, daß sie schon bald ohne Glas deutlich zu erkennen war.

»Wieso ist es so schnell?« wunderte sich Howard. »Wir haben beinahe Windstille.«

Nemo antwortete nicht, aber Howard sah deutlich, daß ihm das Tempo ebensowenig gefiel. Der scheinbar geradewegs von einem Schiffsfriedhof stammende Segler schoß mit der Geschwindigkeit eines Schaufelraddampfers heran. Unter seinem Bug spritzte das Meer auf.

Das Segel war so straff gespannt, daß Howard glaubte, die Taue singen zu hören.

»Ich verstehe das auch nicht«, murmelte Nemo. »Aber wir können den Kapitän ja fragen.« Er zögerte, fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und beugte sich plötzlich zum Luk hinunter. »Rufen Sie die Besatzung zusammen, Jacques«, rief er zu dem wartenden Matrosen hinab. »Und geben Sie Befehl, die Maschinen anlaufen zu lassen. Halbe Gefechtsbereitschaft.«

Howard erschrak.

»Dieses schwimmende Wrack gefällt mir nicht«, sagte Nemo, mehr zu sich selbst als an Howard gewandt. »Kein Schiff dürfte so schnell sein.« Sein Blick löste sich für einen Moment von der VAN HELSING und tastete über die gewaltige Flanke der ZUIDERMAAR, die wie ein schwimmender Berg neben der NAUTILUS ruhte. Auch dort war die VAN HELSING bemerkt worden: Matrosen drängelten sich an der Reling, einige kletterten auch in die Wanten hinauf, und schließlich erschien die hochgewachsene, in dunkles Marineblau gekleidete Gestalt Kapitän Harmfelds.

»Ahoi, ZUIDERMAAR!« rief Nemo in bester Seefahrermanier. »Kennen Sie dieses Schiff, Kapitän?«

Harmfeld nickte und rief etwas, aber seine Antwort ging im Rauschen der Wellen und dem Wind unter, und Nemo wandte sich enttäuscht ab.

Die VAN HELSING hatte ihren Abstand inzwischen stetig verkürzt, so daß auch mit bloßem Auge Einzelheiten zu erkennen waren. Wie auf der ZUIDERMAAR drängelten sich auch hinter ihrer Reling Männer; allerdings keine Marinesoldaten, sondern ein zusammengewürfelter Haufen der abenteuerlichsten Typen.

»Mir ist nicht wohl dabei«, murmelte Nemo. »Am liebsten würde ich tauchen und diesem Wrack meinen Rammsporn zu schmecken geben.«

Howard schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht darauf. Er wußte, daß Nemo seine Worte nicht ganz so ernst gemeint hatte, wie sie sich vielleicht anhörten – aber er konnte seine Gefühle auch sehr gut verstehen. Das Schiff und seine Besatzung schienen geradewegs einem schlechten Piratenroman entsprungen zu sein. Jedenfalls kam es ihm so vor.

Die VAN HELSING verlor jetzt rasch an Geschwindigkeit, schwenkte

schließlich in einem weiten Bogen herum und kam – mit einer Präzision, die bei einem solchen Schiff schlechterdings unmöglich war – dicht neben der NAUTILUS zum Halten. Unter die Männer hinter der Reling kam plötzlich Bewegung, dann drängte sich ein fettleibiger Glatzenzwerg an die Bordwand, beugte sich zur Nautilus herab – wozu er sich auf die Zehenspitzen stellen mußte – und brüllte aus Leibeskräften:

»Ahoi, NAUTILUS! Ich komme an Bord!«

Nemo blieb nicht einmal Zeit, seine Überraschung zu überwinden, da begann der Gnom auch schon geschickt wie ein Affe an der Bordwand hinabzuklettern, ließ sich auf dem letzten Stück schlichtweg fallen – und kraulte wie eine fettleibige Qualle auf das Unterseeboot zu!

Howard ächzte. »Ich verstehe ja nicht viel von Seefahrt«, sagte er, »aber das scheint mir nicht die übliche Art, von einem Schiff aufs andere überzuwechseln.«

Nemo schüttelte ernst den Kopf. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien er den Vorgang nicht halb so komisch zu finden wie Howard. Im Gegenteil. Sein Mißtrauen war noch gestiegen. »Komm mit«, sagte er wortkarg. Er drehte sich herum, stieg die Schräge zum Mitteldeck herab und winkte Howard ungeduldig, ihm zu folgen.

Als Howard hinter Nemo auf das Deck der NAUTILUS hinaustrat, spürte er ein leises Zittern unter den Füßen; die Maschinen des Unterseebootes waren angelaufen.

Weder er noch Nemo machten Anstalten, dem Zwerg zu helfen, als er auf die glatten Stahlplanken der NAUTILUS hinaufzuklettern versuchte. Howard betrachtete sich den sonderbaren Besucher genauer. Der Mann war wirklich ein Zwerg, wenig mehr als anderthalb Meter groß, aber beinahe ebenso breit. Sein Gesicht schien eine Masse aus wabbeligem Fett zu sein, in die jemand mit wenig Geschick so etwas wie menschliche Züge hineinzudrücken versucht hatte. Seine Finger waren so dick, daß sie wie ungelenke Stummel wirkten.

»Willkommen an Bord der NAUTILUS«, sagte Nemo, nachdem sich der Zwerg aufgerichtet und wie eine naß gewordene Katze geschüttelt hatte. »Dürfte ich nach dem Grund Ihres so unkonventionellen Erscheinens fragen, Monsieur?«

Der Zwerg trippelte auf Nemo zu, blieb einen halben Schritt vor ihm stehen und legte den Kopf in den Nacken, um ihm ins Gesicht blicken

zu können.

»Sie sind Kapitän Nemo, nehme ich an«, sagte er.

Nemo nickte. »Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Mein Name ist De Cruyk«, antwortete der Zwerg. »Wir sind gewissermaßen Kollegen, wissen Sie?«

»Ach?« fragte Howard.

De Cruyk bedachte ihn mit einem Blick, mit dem man ein lästiges Insekt zu betrachten pflegte, richtete sich zu seiner vollen Größe von ungefähr einhundertdreiundvierzig Zentimetern auf und sagte: »Ich bin Kapitän De Cruyk, Besitzer und Kapitän der VAN HELSING. Gestatten Sie, daß ich an Bord komme?«

Nemo zwang sich ein pflichtschuldiges Lächeln ab, rührte sich aber nicht von der Stelle, als De Cruyk auf das offenstehende Turmschott zugehen wollte. »Was soll dieser Auftritt?« fragte er ungehalten. »Haben Sie auf Ihrem Seelenverkäufer keine Boote, oder schwimmen Sie einfach gerne?«

De Cruyk schürzte beleidigt die Lippen. »Weder, noch, Kapitän«, antwortete er. »Mir schien nur jede Sekunde kostbar, und ungewöhnliche Situationen erfordern ungewöhnliche Maßnahmen, nicht? Ich bin hier, um Ihnen meine Hilfe anzubieten.«

»Ihre Hilfe?« fragte Howard. »Wobei?«

De Cruyk seufzte. »Ich bitte Sie! Sie müssen diese Insel evakuieren, oder etwa nicht? Mir scheint, da können Sie ein zweites Schiff gut gebrauchen.«

»Evaku…« Howard brach ab, tauschte einen verstörten Blick mit Nemo und wandte sich wieder an De Cruyk. »Woher wissen Sie das?« fragte er scharf.

»Das spielt doch jetzt wohl keine Rolle, oder?« sagte De Cruyk patzig. »Ich bin im Besitz recht zuverlässiger Informationen, daß diese Insel in weniger als achtundvierzig Stunden untergehen wird, und es sind drei…« Er stockte, blinzelte einen Moment aus zusammengekniffenen Augen zum Ufer hinüber und verbesserte sich: »Zwei größere und ein Dutzend kleinerer Ortschaften zu evakuieren. Mit nur einem Schiff haben Sie keine Chance.«

»Das stimmt«, sagte Nemo düster. »Trotzdem beantwortet es nicht die Frage, woher Sie diese Informationen haben.«

In De Cruyks Schweinsäuglein blitzte es auf. »Nehmen Sie einfach an, ich handele im Auftrag einer Macht, die Ihnen wohlgesonnen ist«, sagte er. Er wollte weitergehen, aber Howard packte ihn blitzschnell bei der Schulter und zerrte ihn herum.

Wenigstens wollte er es.

Das dünne, an zahllosen Stellen zerrissene Hemd, das an seinem Oberkörper klebte wie eine zweite Haut, zerriß.

Aber nicht nur das Hemd. De Cruyks Schulter löste sich unter dem harten Griff von Howards Fingern buchstäblich auf. Alles, was Howard plötzlich noch in der Hand hielt, war etwas, das ihn an einen Haufen faulig verklebten Strohs erinnerte und einen unbeschreiblichen Gestank verströmte.

»Sie sind wirklich ein Idiot, Lovecraft«, sagte De Cruyk kopfschüttelnd, ehe er ihn ansprang.

* * *

Wir hatten nur drei Stunden gebraucht, den Weg bis zur Steilküste hinter uns zu bringen, und trotzdem fühlte ich mich, als hätte ich einen Dreißig-Meilen-Lauf hinter mich gebracht. Die Hitze war selbst im Schatten des Dschungels beinahe unerträglich gewesen, und wenn der Lärm, den Jennifer und ich gemacht hatten, auch beinahe alles Leben aus unserer Nähe verscheucht hatte, so hatten sich doch sämtliche Moskitos, Stechfliegen und andere Blutsauger der südlichen Hemisphäre auf mich gestürzt. Wenigstens fühlte ich mich so. Mein ganzer Körper schien eine einzige, unerträglich juckende Beule zu sein.

Mit einer Mischung aus Bewunderung und kaum verhohlenem Neid betrachtete ich Jennifer, die wenige Schritte neben mir ging. Irgendwie brachte sie das Kunststück fertig, sich noch immer mit der Eleganz und Grazie einer Lady zu bewegen, obgleich sie wie ich seit drei Stunden nichts anderes tat, als über Wurzeln und Baumstümpfe zu steigen, sich durch Lücken in dornigem Gestrüpp zu zwängen und tiefhängendem Geäst auszuweichen, das ihr ins Gesicht peitschen wollte. Sie hatte nicht einen einzigen Kratzer abbekommen.

Übrigens auch nicht einen einzigen Insektenstich…

Nach einer Ewigkeit hellte sich die dunkelgrüne Dämmerung vor uns auf, und ich spürte wieder den Salzwassergeruch des Meeres durch das Aroma des Waldes. Aufatmend blieb ich stehen und bedeutete Jenny mit einer Handbewegung, es mir gleichzutun.

»Was ist?« fragte sie ungeduldig.

»Nichts. Ich… brauche nur eine kleine Pause, das ist alles«, antwortete ich stockend. Ich lächelte verzeihungsheischend, als ich ihr unwilliges Stirnrunzeln bemerkte, und fügte hinzu: »Die Kletterei zum Strand hinunter wird verdammt anstrengend werden. Sie sollten sich auch ein wenig ausruhen.«

»Das alles wäre nicht nötig gewesen, hätten Nemo und Lovecraft ihr Wort gehalten«, sagte Jenny verärgert, ließ sich aber nach kurzem Zögern dicht neben mir auf einen abgestorbenen Baumstumpf sinken und schloß die Augen. Feiner Schweiß bedeckte ihre Stirn. Sie atmete ein wenig schneller als normal. Aber ganz und gar nicht so schnell, wie ein Mensch, der drei geschlagene Stunden durch den Dschungel gewandert war, hätte atmen müssen.

»Mit der NAUTILUS hätten wir den Weg in einer halben Stunde geschafft«, gestand ich. »Aber Howard hatte seine Gründe. Glauben Sie mir. Er ist kein –«

»Kein was?« unterbrach mich Jenny zornig. »Kein Betrüger?« Sie lachte. »Wollten Sie das sagen?«

»Sie hätten schwimmen können«, verteidigte ich mich, in die Enge getrieben durch ihren plötzlichen Ausbruch, aber auch verwirrt über den Zorn, den ich fühlte.

»Ich schon«, antwortete Jenny. »Und Sie?«

»Ich?« Ich verstand nicht gleich.

Jennifer lachte abfällig. »Versuchen Sie nicht, mir etwas vorzumachen«, sagte sie böse. »Sie sind nicht nur mitgekommen, um mir zu helfen oder das Wort einzulösen, das Lovecraft mir gegeben hat« Sie machte eine vage Geste zur Küste hin. »Sie sind genauso interessiert daran wie ich, dort hinunter zu kommen.«

Einen Moment lang starrte ich sie an, dann nickte ich. »Ja«, sagte ich, allmählich genauso wütend wie sie. »Dort unten ist nämlich ein

Freund von mir. Und wenn er noch lebt, werde ich ihn dort herausholen.«

»Ein Freund?« Jennifer sprach das Wort aus wie eine Beschimpfung. »Nach allem, was Sie über ihn erzählt haben?« Sie lachte böse. »Ich glaube, wer Ihre Freunde hat, der braucht keine Feinde mehr, Robert.«

»Und Dagon?« fauchte ich. »Geben Sie mir eine logische Erklärung, wie man ein Wesen lieben kann, das nicht einmal ein Mensch ist.«

Und plötzlich geschah etwas Sonderbares. Etwas, dessen wahre Bedeutung ich erst sehr, sehr viel später begreifen sollte. Statt – wie ich erwartete – aufzufahren, blickte mich Jennifer mit sonderbarem Ernst an, schüttelte ganz leise den Kopf und sagte:

»Das wissen Sie besser als ich, Robert.« Es war, als hole mich die Vergangenheit ein; mit einem einzigen, brutalen Hieb.

Es war noch nicht einmal sehr lange her, da hatte ich neben einem anderen Menschen – einer anderen Frau! – gesessen, in einer Situation, die meiner jetzigen sehr ähnlich gewesen war…

»Sie… Sie wissen von… von Shadow?« stammelte ich.

Jennifer nickte. »Ich weiß alles über dich, Robert«, sagte sie, sehr sanft, und plötzlich völlig ohne Zorn und die Wut, die noch vor Augenblicken ihre Stimme hatte zittern lassen. Irgend etwas geschah mit ihr, eine Veränderung, die ich nicht greifen, nicht in Worte fassen konnte, die aber überdeutlich war. Plötzlich war in ihrem Blick eine sonderbare Wärme, etwas, das…

Ja – das ich kannte. Aber nicht von ihr. Jennifer stand mit einem Ruck auf und deutete zur Küste. »Gehen wir weiter«, sagte sie. Sie wollte sich umwenden, aber diesmal war ich schneller, holte sie ein und riß sie so heftig an der Schulter herum, daß ihre Lippen vor Schmerz zuckten.

»Wer sind Sie?« fragte ich. »Sie sind doch nicht Jennifer! Sie sind –«

Das Mädchen hob die Hand, packte mein Gelenk und bog meinen Arm zurück. In ihren Händen lag eine Kraft, die mich erschauern ließ.

»Doch«, sagte sie ruhig. »Das bin ich. Aber ich bin auch noch mehr. Jemand, der auf deiner Seite steht, Robert, und das solltest du endlich begreifen.«

»Zum Teufel, wer bist du?« brüllte ich.

Aber die einzige Antwort, die ich bekam, war das Rauschen des Meeres.

* * *

Mit einem verzweifelten Aufschrei ließ sich Howard nach hinten fallen, rollte zur Seite und versuchte gleichzeitig, De Cruyk mit den Knien von sich zu stoßen. Aber der kleinwüchsige Mann entwickelte eine Kraft, die schier unglaublich war. Ohne das mindeste Anzeichen von Schmerz oder irgendeiner anderen Regung nahm er Howards Tritt hin, warf sich mit einem zornigen Knurren auf ihn und schnappte nach seiner Kehle.

Howard bog im letzten Moment den Kopf zurück, schleuderte De Cruyk mit der Kraft der Verzweiflung von sich und versetzte ihm einen Hieb vor die Schläfe.

Der einzige, der vor Schmerz aufschrie, war er selbst.

De Cruyk wankte nicht einmal. Seine Augen flammten wie die eines Wahnsinnigen. Geifer troff aus seinen Mundwinkeln, und seine Hände hatten sich zu Krallen verkrümmt. Die Haut über seiner rechten Schläfe war aufgeplatzt, wo ihn Howards Faust getroffen hatte. Die Wunde blutete nicht.

Endlich erwachte auch Nemo aus seiner Erstarrung. Blitzschnell trat er von hinten an De Cruyk heran und versetzte ihm einen Hieb in den Nacken.

De Cruyk fuhr mit einem ärgerlichen Zischen herum, schleuderte Nemo mit einer zornigen Bewegung zu Boden und begann mit fast komisch anmutenden Hüpfern auf das offenstehende Schott zuzurennen.

Aus dem Inneren der NAUTILUS erscholl ein peitschender Knall. Eine meterlange, orangerote Feuerzunge stach De Cruyk entgegen, und auf seinem Rücken war plötzlich ein faustgroßer, dunkler Fleck. Er wankte, durch die pure Wucht der Gewehrkugel aus dem Gleichgewicht gebracht, und fing sich mit wild rudernden Armen wieder.

Ein zweiter Schuß peitschte, dann ein dritter. De Cruyk taumelte

zurück. Sein Hemd hing in Fetzen, und sein Gesicht verzerrte sich vor irrsinniger Wut. Aber er fiel nicht.

»Das… das ist unmöglich!« flüsterte Nemo. Er hatte sich wieder erhoben, war aber mitten in der Bewegung erstarrt und starrte aus ungläubig aufgerissenen Augen auf den Kapitän der VAN HELSING – oder das, was einmal De Cruyk gewesen war.

»Das ist unmöglich! Unmöglich!« stammelte er immer und immer wieder.

Unmöglich oder nicht – De Cruyk begann bereits wieder auf das Turmluk zuzuwanken, unentwegt kleine, krächzende Laute ausstoßend, die irgend etwas in Howard zum Erstarren brachten.

Unter der Lukenöffnung erschien die Gestalt eines Matrosen. Der Lauf des Gewehres in seiner Hand war noch immer auf De Cruyks Gestalt gerichtet. Eine dünne Rauchfahne kräuselte sich aus der Mündung, aber der Mann schoß nicht mehr. Seine Augen waren vor Entsetzen halb aus den Höhlen gequollen. Und De Cruyk kam näher…

»Schießen Sie!« schrie Howard mit überschnappender Stimme. »Zum Teufel, schieß doch endlich!«

Seine Worte schienen den Bann zu brechen. Der Mann prallte zurück, eine Sekunde, bevor De Cruyks zuschnappende Krallen sich um seine Kehle schließen konnten, und krümmte den Finger um den Abzug seiner Waffe.

De Cruyk wurde wie von unsichtbaren Fausthieben zurückgetrieben, stolperte vier, fünf Schritte weit über das Deck der NAUTILUS und fiel hintenüber ins Wasser, um wie ein Stein zu versinken.

Das Wasser schlug über ihm zusammen, aber es beruhigte sich nicht mehr, nachdem er untergegangen war. Im Gegenteil. Plötzlich begann sich längs der NAUTILUS das Meer zu kräuseln…

Dann griff eine Hand aus dem kochenden Wasser, suchte einen Herzschlag lang tastend und blind umher und klammerte sich am Metall des Schiffsrumpfes fest, spannte sich, dann erschienen Arm, Kopf und Schulter…

Howard schrie gellend auf, als er die Kreatur erblickte, die wenige Fußbreit neben ihm aus dem schäumenden Wasser emporstieg und, ungeschickt wie ein großer, mißgestalteter Frosch, auf das glatte Deck der NAUTILUS hinaufzukriechen begann. Es war ein Mann – aber er

wirkte wie das böse Zerrbild eines Menschen. Seine Haut war grau und gerissen, das Gesicht eine verwüstete Landschaft ohne Augen, der Körper über und über mit Wunden bedeckt.

Aber er lebte! Und noch während Howard mit aller Macht versuchte, den schrecklichen Anblick zu ertragen, reckte sich dicht neben ihm ein zweiter Kopf aus dem Wasser, andere Schultern, mehr Hände, die nach dem Schiffsrumpf tasteten – und plötzlich schoß die Klaue des Untoten vor und krampfte sich um Howards Knöchel!

Es war wie die Berührung von totem, fauligem Fleisch, weich und glitschig und unglaublich widerlich. Und trotzdem rettete sie Howard vermutlich das Leben, denn sie zerriß auch den Bann, in den ihn das entsetzliche Bild geschlagen hatte.

Mit einem neuerlichen Schrei prallte er zurück, versuchte seinen Fuß loszureißen und fiel hintenüber auf das Deck. Der Untote stieß einen blubbernden Laut aus, zog sich weiter auf die NAUTILUS empor und hob auch die andere Hand, um sein Opfer zu packen. Howard warf sich mit aller Kraft herum und versetzte dem fürchterlichen Wesen einen Tritt, der es zurückschleuderte und rücklings ins Wasser klatschen ließ.

Zumindest den größten Teil von ihm!

Seine Hand blieb, wo sie war – wie eine Kralle aus faulig gewordenem Holz um Howards rechtes Fußgelenk gekrampft. Und sie bewegte sich noch immer und kroch wie eine fünfbeinige häßliche Spinne an seinem Bein empor!!!

Für einen Moment schien Howards Herz auszusetzen. Er sah und hörte nichts mehr von dem, was um ihn herum vorging, sah nicht die zahllosen aufgedunsenen Gestalten, die plötzlich aus dem Wasser krochen, hörte weder Nemos entsetztes Keuchen noch den Chor von Schreien, der plötzlich vom Deck der ZUIDERMAAR herüberwehte, sondern starrte nur das entsetzliche, kriechende Ding an, das an seiner Hüfte emporkletterte, eine Spur von Schmerz über seine Brust zog und sich unaufhaltsam seinem Gesicht näherte! Für einen Moment, einen einzigen, schrecklichen Moment nur, war er der schmalen Trennlinie zwischen Normalität und Wahnsinn so nahe wie nie zuvor in seinem Leben.

Und plötzlich erschien ein Schatten über ihm. Ein Stiefel schleuderte die Zombie-Hand davon, dann fühlte er sich von starken Händen gepackt und in die Höhe gerissen. Howard schrie wie von Sinnen auf,

hob die Fäuste und schlug blindlings zu. Er spürte, daß er traf, zwei-, drei-, viermal hintereinander, dann bekam er selbst eine schallende Ohrfeige, die seinen Kopf in den Nacken warf und ihn abermals zu Boden geschleudert hätte, hätte Rowlf nicht gleichzeitig zugepackt und ihn aufgefangen.

»Alles wieda in Ordnung?« fragte der rothaarige Riese.

Howard nickte benommen, und Rowlf versetzte ihm einen neuerlichen Stoß, der ihn auf den Turm der NAUTILUS zutaumeln ließ.

Das Deck des Unterseebootes war voller entsetzlicher Gestalten. Es mußten Dutzende der Untoten sein, die de Cruyk gefolgt waren und versuchten, das Schiff zu entern. Aus dem Turm peitschten Schüsse, und immer wieder torkelten die Schreckensgestalten zurück, aber es waren einfach zu viele.

Und der Angriff galt nicht der NAUTILUS allein!

Mit ungläubigem Entsetzen sah Howard, wie auch neben der riesigen ZUIDERMAAR Dutzende der lebenden Leichen aus dem Wasser auftauchten und geschickt wie riesige vierbeinige Spinnen an der Bordwand des Kriegsschiffes emporzuklettern begannen.

Ein Stoß traf ihn in den Rücken. Er stolperte, sah aus den Augenwinkeln, wie Rowlf den Untoten, der ihn angesprungen hatte, wie eine Katze im Nacken packte und in hohem Bogen über Bord warf, und riß instinktiv die Arme über den Kopf, als sich ein zweiter Zombie auf ihn stürzte. Ein harter Schlag traf seine Lippe und ließ sie aufplatzen. Er reagierte instinktiv auf den Angriff, fing den nächsten Hieb mit seinem Unterarm ab und schlug zurück. Seine Faust traf in ein halb aufgeweichtes Etwas, das dort war, wo eigentlich ein menschliches Gesicht hätte sein sollen, aber die Kreatur schien unempfindlich gegen Schmerz zu sein. Wieder war es Rowlf, der ihn rettete.

Aber auch die Riesenkräfte des irischen Riesen würden irgendwann einmal erlahmen. Immer mehr und mehr Untote krochen aus dem Meer und überschwemmten das Deck der NAUTILUS, und im Grunde war es ein Wunder, daß sie nicht längst überwältigt worden waren.

»Zum Turm!« sagte Howard schweratmend. »Das Luk!«

Rowlf nickte, fuhr herum und stieß einen Angreifer zu Boden, der sich von hinten auf Howard stürzen wollte. Seine gewaltigen Arme schlugen eine regelrechte Gasse durch die Menge der Angreifer, die

das Schott belagerten. Noch immer peitschten ihnen Schüsse entgegen, und Howard sah, daß zwei Matrosen verzweifelt versuchten, das zollstarke Panzerschott von innen zu schließen.

Eine Hand schoß aus dem Wasser und krallte sich um sein Bein, als sie versuchten, den Turm zu umrunden. Rowlf knurrte wie eine gereizte Bulldogge, bückte sich und schmetterte dem Leichnam seine gewaltige Faust aufs Haupt.

Die Hand löste sich von Howards Bein, als der Untote gurgelnd im Meer versank.

Dann hatten sie den Turm umrundet und die hintere Hälfte des Decks erreicht. Howard deutete mit einer Kopfbewegung auf den gewaltigen Zackenkamm, der sich vom Heck bis zum Turm des Schiffes spannte, streckte die Arme aus und versuchte sich hinaufzuziehen. Seine Kräfte reichten nicht aus. Er sank zurück, fiel keuchend gegen den Turm und wartete, bis Rowlf das Metallgebinde bestiegen hatte und ihn kurzerhand hinaufzog.

Sie hatten Glück. Das runde Turmluk war zwar geschlossen, aber nicht verriegelt. Rowlf riß den zentnerschweren Deckel mit einer einzigen wütenden Bewegung auf und sprang in die Tiefe. Howard folgte ihm etwas langsamer. Als er den stählernen Lukendeckel über sich einrasten ließ, versagten beinahe seine Kräfte. Plötzlich spürte er zum ersten Male wirklich, wie sehr die wochenlange Krankheit und das, was er anschließend getan hatte, an seinen Kräften gezehrt hatten. Sein Herz jagte wie ein Hammerwerk. Vor seinen Augen tanzten blutige Schleier auf und ab, und mit einem Male schmeckte die Luft bitter und metallisch. Für einen Moment sah er nur noch Schatten, und der Lärm und das Schreien und Schießen wurden zu einem irrsinnigen Crescendo.

Er spürte kaum, wie Rowlf ihn bei den Schultern ergriff und vor sich herschob, auf die Treppe zu, die tiefer hinab ins Schiff führte. Auf halber Höhe blieben sie stehen. Rowlf ergriff seine Hand, legte sie um das Treppengeländer und drückte sie fest. »Warte hier!« keuchte er. Dann fuhr er herum, stürmte, immer drei, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe wieder hinauf und verschwand brüllend im Turm.

Howard konnte nicht sehen, was sich über ihm abspielte, aber das Schießen brach plötzlich ab, und dafür erscholl ein Gebrüll wie von einer ganzen Horde außer Rand und Band geratener Berserker. Augenblicke später ließ eine dumpfe Erschütterung das gesamte Schiff

erbeben. Rowlf kam zurück, einen verwundeten Matrosen über der Schulter tragend. Hinter ihm erschien ein zweiter Mann, ebenfalls blutend und so schwach, daß er sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte.

»Was ist... geschehen?« fragte Howard stockend.

»Ich hab' der Bande die Tür vorde Nase geknallt«, antwortete Rowlf. »Aba ich binnich sicher, obse hält. Sin'n paar viele.«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, krachte über ihren Köpfen irgend etwas mit fürchterlicher Wucht gegen den Turm. Es war ein Schlag, der das gesamte Unterseeboot erzittern ließ. Ein tiefes, bedrohliches Stöhnen lief durch den Rumpf der NAUTILUS. Howard glaubte die Nieten unter der Belastung ächzen zu hören. Eine Sekunde lang starrte er Rowlf entgeistert an, dann fuhr er herum, lief die Treppe weiter hinab und stolperte in den Salon der NAUTILUS.

Das Bild, das sich ihm bot, ließ ihn erstarren. Durch das deckenhohe Fenster, das eine ganze Wand des Salons einnahm, fiel mildes blaues Licht herein, aber wo vor wenigen Minuten noch die Unendlichkeit des Ozeans gewesen war, wand sich jetzt etwas Gigantisches, Grünschwarzes. Riesige leuchtende Augen starrten mit blinder Wut zu ihnen herein. Ein halbes Dutzend mannsdicker Fangarme wogten wie ein Nest gräßlicher saugnapfbewehrter Schlangen in der Strömung, und unter dem aufgedunsenen Balg des Ungeheuers klappte ein schrecklicher Papageienschnabel, groß genug, einen Mann mit einem einzigen Biß zu verschlingen.

»Er könnte dieses Schiff zerstören, Lovecraft«, sagte eine Stimme.

Howard fuhr herum – und erstarrte zum zweiten Male. »Sie?« keuchte er.

* * *

Obwohl ich den Höhleneingang jetzt zum ersten Male bei hellem Tageslicht sah, schien er beinahe noch bedrohlicher zu wirken: ein gähnendes, weit aufgerissenes Maul, das jeden verschlingen mußte, der schwachsinnig genug war, auch nur einen Fuß dort hinein zu setzen. Das unheimliche Glühen, das während der Nacht aus dem Berg gedrungen war, hatte zugenommen und war jetzt selbst im Sonnenlicht zu erkennen, wenn auch nur als schwacher Funke irgendwo am Ende des Tunnels.

Es war heiß. Unerträglich heiß. Aus dem Inneren der Erde wehte der Hauch der Hölle hervor.

»Worauf wartest du?« fragte Jennifer. Sie war vorausgegangen und bereits ein gutes Stück in den Tunnel vorgedrungen, während ich dicht hinter dem Eingang stehengeblieben war. Das Gewehr, das mir Harmfeld mitgegeben hatte, lag jetzt in meiner Armbeuge und war entsichert. Aber ich hatte das Gefühl, daß mir die Waffe bei dem, was uns hier erwartete, nicht sehr viel nutzen würde.

»Nicht so laut!« sagte ich warnend.

Jennifer seufzte. »Warum?« fragte sie spitz. »Hast du Angst, die Felswände könnten dich hören?«

Ich schenkte ihr einen bösen Blick und trat mit einem energischen Schritt neben sie; allerdings nicht, ohne mich noch einmal umzusehen.

»Vielleicht«, antwortete ich mit einiger Verspätung. »Wir sollten vorsichtig sein. Dagons Männer –«

»Dagon«, unterbrach mich Jennifer mit sonderbarer Betonung, »hat im Augenblick anderes zu tun, glaube mir.«

»Ist das eine Vermutung – oder weißt du es?«

»Ich weiß es«, sagte Jenny ungeduldig.

»Aber die Frage, woher, wirst du mir sicher nicht beantworten«, vermutete ich.

»Sicher nicht«, sagte Jennifer.

Ich seufzte, hob mein Gewehr ein wenig höher und blinzelte ein paarmal, damit sich meine Augen, die noch an das grelle, vom Meer zusätzlich reflektierte Sonnenlicht gewöhnt waren, schneller auf das rote Halbdunkel hier unten einstellten. Ich erkannte trotzdem kaum mehr. Vor uns waren Schatten und große Bereiche absoluter Finsternis, in denen sich eine ganze Armee hätte verbergen können, ohne daß ich sie gesehen hätte.

Ein immer stärker werdendes Gefühl der Beklemmung machte sich in mir breit, je weiter wir in den Stollen eindrangen. Bald schrumpfte der Eingang hinter uns zu einem Fleck zusammen, und das düstere, drohende Leuchten der Lava nahm zu. Die Hitze wurde unerträglich. Der Fels, über den wir gingen, war so heiß, daß ich es durch die

Stiefelsohlen hindurch spürte.

Howards Worte klangen in mir nach: »Der Vulkan wird ausbrechen, in einer einzigen gewaltigen Eruption«, und mit einem Male schienen sie eine ganz andere, unheimliche Bedeutung zu gewinnen. Bisher war mir die Vorstellung erschreckend und beunruhigend vorgekommen, aber sie hatte mich trotz allem nicht wirklich erschreckt; irgendwie war der Gedanke zu abstrakt, wie die Nachricht von einem schrecklichen Unglück, das andere getroffen hat, aber jetzt – Gott im Himmel, dieser Vulkan würde in wenigen Stunden explodieren, und ich befand mich auf dem Weg in sein Zentrum!

Für einen Moment drohte mich Panik zu übermannen. Ich kämpfte sie nieder, aber es blieb eine starke Unruhe zurück. Meine Hände zitterten ganz leicht.

Nach einer Weile erreichten wir das Ende des Stollens. Zur Rechten erstreckte sich ein weiterer, gewölbter Gang, während sich der Tunnel zur Linken nach wenigen Schritten hinter einer Biegung verlor, hinter der das Zentrum des roten Glühens liegen mußte; den Geräuschen und der Hitze nach zu urteilen wohl nichts anderes als ein gigantischer Lavasee. Ich verspürte keine besondere Lust, in diese Richtung zu gehen.

»Gehen wir nach rechts«, schlug ich vor.

Jennifer antwortete nicht, aber das fiel mir erst auf, nachdem ich mich schon halb herumgedreht und einen Schritt in den Gang hineingetan hatte.

Verärgert blieb ich stehen, drehte mich ganz herum – und starrte verblüfft ins Leere.

Jennifer war nicht mehr da. Der Gang hinter mir war leer.

»Jenny?« rief ich. »Wo bist du?« Ich lauschte einen Moment, aber alles, was ich hörte, war das verzerrte Echo meiner eigenen Stimme und das unablässige Brodeln und Zischen der Lava.

»Verdammt noch mal, was soll das?« rief ich, schon ein wenig lauter. »Wir haben keine Zeit für Spielchen!«

Aber es war auch kein Spiel. Jennifer war verschwunden. Entweder zurückgeblieben oder – und diese Vermutung lag erstens näher und war zweitens weit unangenehmer – in den anderen Gang hineingegangen, ohne daß ich es bemerkt hatte.

Ich schluckte einen Fluch herunter, packte mein Gewehr fester und machte mich mit klopfendem Herzen auf.

Das rote Licht steigerte sich zu einer grellen Lohe, kaum daß ich die Gangbiegung erreicht hatte. Alles, was weiter als zehn oder fünfzehn Schritte vor mir lag, schien in einem Meer roter Helligkeit aufgelöst zu sein wie in brennender Säure. Meine Haut begann zu prickeln. Die Metallteile des Gewehres wurden unerträglich heiß. Für einen Moment steigerte ich mich in die absurde Vorstellung hinein, daß die Hitze so weit ansteigen würde, bis die Munition meiner Waffe explodierte. Ich verscheuchte den Gedanken und ging weiter.

Nach einem Dutzend Schritte weitete sich der Gang zu einer gewaltigen, domartigen Höhle, die von wabernder Hitze und dem Zischen und Gluckern weißglühender Lava erfüllt war. Abrupt blieb ich stehen.

Direkt vor mir begann eine Art steinerner Brücke, aber ich wagte nicht, sie zu betreten, denn die Lava war so weit in die Höhe gestiegen, daß der Fels nurmehr wenige Fingerbreit aus der kochenden Masse herausragte. Selbst wenn er mein Gewicht noch trug – wovon ich nicht unbedingt überzeugt war –, mußte er glühend heiß sein.

Von Jennifer war keine Spur zu sehen. Aber das war es nicht einmal, was mich so abrupt stehenbleiben ließ. Es war vielmehr der Umstand, daß ich diese Höhle kannte. Ich war schon hier gewesen.

Aber damals hatte sie anders ausgesehen, völlig anders. Die zahllosen rechteckigen Lavapfützen, die sich beiderseits des Steinpfades reihten, waren drei Yards tiefe Gruben gewesen, Zellen gleich, in denen Dagon seine unglücklichen Opfer gefangenhielt. Es waren hunderte gewesen.

Und ich wußte, was sie in lavagefüllte Höllenkessel verwandelt hatte. Opfer.

Menschenopfer, die dargebracht wurden, damit aus Dagons Dämoneneiern die schrecklichen Ssaddit wurden…

Trotz der unerträglichen Hitze begann ich plötzlich zu frieren. Auch wenn ich unbewußt wohl geahnt haben mochte, was mich erwartete, traf mich der Anblick wie ein Fausthieb. Wie in einer furchtbaren Vision sah ich noch einmal das gewaltige, schwammige Ungeheuer aus dem Meer auftauchen, Dagons Mörderwurm, den er ausgesandt hatte, Opfer für seine gräßlichen Zeremonien zu finden, sah es die wehrlosen Eingeborenen an Land speien, sah Dagons Sklaven die

Männer und Frauen mit Peitschenhieben hier hereintreiben.

Ich war zu spät gekommen. Ich wußte nicht einmal, ob ich wirklich hier war, um die Majunde zu retten, oder nur Shannons wegen, aber gleich, was der wahre Grund gewesen sein mochte – ich hatte versagt. Minutenlang stand ich so da, gelähmt vor ungläubigem Schrecken und Entsetzen, bis es mir gelang, mich wenigstens herumzudrehen.

Ich war nicht einmal überrascht, als ich die Gestalt hinter mir erblickte.

* * *

»Natürlich ich«, sagte Jennifer kühl. »Wen haben Sie erwartet?«

»Wie... wie kommen Sie hier...«, stammelte Howard, brach plötzlich mitten im Wort ab und trat mit einem zornigen Schritt auf das dunkelhaarige Mädchen zu. »Das ist Ihr Werk!« schrie er. »Diese Ungeheuer sind –«

»Machen Sie mich nicht für Dinge verantwortlich, die Ihre Schuld sind«, unterbrach ihn Jennifer kalt. »Nichts von alledem wäre geschehen, hätten Sie Ihr Wort gehalten.«

Howard stöhnte vor Wut. Er ballte die Faust und machte noch einen Schritt in Jennifers Richtung, blieb dann aber wieder stehen. Irgend etwas sagte ihm, daß es sinnlos wäre, das Mädchen angreifen zu wollen.

Erneut durchlief ein tiefes, mahlendes Geräusch den Rumpf des Unterseebootes, und diesmal hatte Howard ganz deutlich das Gefühl, das Schiff bis in seine letzten Verspannungen erbeben zu spüren. »Ist das Ihre Rache?« fragte er matt.

»Rache?« Jennifers linke Augenbraue rutschte ein Stück weit nach oben. »Machen Sie sich nicht lächerlich, Lovecraft«, sagte sie kalt.

»Was wollen Sie dann?« fragte Howard.

»Sie«, antwortete Jennifer. »Sie und dieses Schiff, Lovecraft.«

Rowlf stieß ein drohendes Knurren aus, schob Howard kurzerhand zur Seite und trat mit kampflustig gesenkten Schultern auf sie zu.

»Rufen Sie ihn zurück, Lovecraft«, sagte Jennifer leise, »oder ich töte

ihn.« Ihre Stimme klang ganz ruhig, beinahe unbeteiligt. Aber Howard wußte, daß sie es ernst meinte. Und daß sie es konnte.

»Laß es, Rowlf«, sagte er. »Ich werde tun, was sie verlangt. Wenigstens zum Teil.«

»Zum Teil?«

»Mich können Sie haben«, murmelte Howard. »Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Aber die NAUTILUS gehört mir nicht.«

Jennifer starrte ihn an. In ihren Augen blitzte ein Zorn, der nicht mehr menschlich war. Sie trat auf Howard zu, packte ihn grob bei der Schulter und deutete mit der anderen Hand zum Fenster und dem gewaltigen Oktopus.

»Er könnte dieses Schiff vernichten«, sagte Jennifer kalt. »Ein einziges Wort von mir, und er zermalmt die NAUTILUS. Mit allen, die an Bord sind.«

Lange, endlos lange starrte Howard sie an. Dann fragte er: »Was verlangen Sie?«

Jennifer sagte es ihm.

Howard wurde bleich. »Niemals«, antwortete er.

* * *

»Du hast dich verändert«, sagte ich leise.

»Und du bist ein ebensolcher Narr geblieben, wie du warst«, antwortete Dagon abfällig. Seine riesigen Fischaugen musterten mich kalt, und was ich darin las, hätte mich eigentlich zum Erzittern bringen müssen. Aber ich empfand nichts. Gar nichts mehr. Vielleicht war das, was hier geschehen war, einfach zu schrecklich, als daß ich noch in irgendeiner Form darauf reagieren konnte. Alles, was ich fühlte, war eine tiefe, schmerzende Leere.

»Du hättest nicht herkommen sollen«, fuhr er fort. »Du bist mir einmal entkommen, mit Glück und der Hilfe eines anderen. Ein zweites Mal wird dir das nicht gelingen.«

»Was hast du mit mir vor?« fragte ich. »Brauchst du noch eine Fleischration für deine Bestien?« Ich versuchte, meine Stimme

spöttisch klingen zu lassen, aber nicht einmal das gelang mir. Und selbst wenn, hätten die Worte ihre Wirkung auf Dagon verfehlt. Wenn jemals etwas Menschliches in ihm gewesen war, so war es nun verschwunden. Ausgelöscht. Der Dagon, den ich kennengelernt hatte, das Ungeheuer, in dem trotz allem noch ein winziger Funke seiner menschlichen Vorfahren steckte, war tot. Das Wesen, dem ich jetzt gegenüberstand, war eine Bestie.

Dagon antwortete nicht, sondern streckte nur fordernd die Hand aus und deutete auf mein Gewehr. Ich reichte ihm die Waffe. Dagon packte sie, bog ihren Lauf wie ein Stück weiches Bleirohr zusammen und warf sie in die glühende Lava. Die Munition explodierte knallend, und für einen Moment sah ich etwas Riesiges, gleißend Helles unter dem verflüssigten Gestein dahingleiten.

»Komm«, befahl Dagon. Er winkte noch einmal auffordernd mit der Hand, drehte sich herum und verließ die Höhle, ohne sich auch nur mit einem Blick davon zu überzeugen, ob ich ihm wirklich folgte.

Aber ich tat es. Wohin hätte ich auch gehen sollen? Ein Fluchtversuch erschien mir unter den gegebenen Umständen das mit Abstand sinnloseste, was ich überhaupt unternehmen könnte.

Nicht, daß es irgend etwas gab, was überhaupt noch Sinn gemacht hätte, jetzt und hier.

Dagon führte mich durch ein wahres Labyrinth von Stollen und Gängen weiter in die Tiefe. Nicht alle davon waren auf natürlichem Wege entstanden; manche wirkten so glatt wie poliertes Glas, daß ich Mühe hatte, überhaupt auf den Beinen zu bleiben; gewaltige Röhren wie in den Fels hineingebrannt. Das mußten die Gänge sein, die Dagons schreckliche Feuerwürmer hinterlassen hatten.

Nach einer Ewigkeit wurde es vor uns wieder hell, aber diesmal war es nicht das düstere Blutlicht der glühenden Lava, sondern ein grünlicher, fast milder Schein, der nicht aus einer bestimmten Quelle, sondern von überallher zugleich zu kommen schien, als leuchte die Luft selbst. Eine kurze, aus roh behauenen Steinstufen bestehende Treppe führte in die Tiefe – und endete im Nichts.

Hätte Dagon mich nicht an der Schulter gepackt und aufgehalten, dann hätte ich es vielleicht nicht einmal bemerkt, so abrupt brach die Konstruktion aus verwitterter Lava ab. Unter der letzten Stufe gähnte ein gut fünfzig Fuß tiefer Abgrund, unter dem die Höllenglut eines Lavasees loderte.

Dagons Fischlippen verzogen sich zu einem häßlichen Lachen. »Siehst du, jetzt habe ich dir schon wieder das Leben gerettet«, sagte er.

Irgend etwas an der Art, in der er die Worte aussprach, ließ mich aufsehen. Seine Stimme hatte sich verändert. Sie hatte nie wirklich menschlich geklungen, aber jetzt war ein schreckliches, hechelndes Pfeifen darin, begleitet von einer Art unheimlichem Echo. Als redeten zwei Menschen gleichzeitig.

Und plötzlich fielen mir noch mehr Veränderungen auf: Dagons Gesicht war dunkler geworden. Die filigranen Silberschuppen hatten ihren Glanz verloren und waren matt geworden, und darunter zeichneten sich haardünne, dunkle Linien ab.

Als wäre diese Beobachtung ein Stein gewesen, der andere mitriß, fielen mir plötzlich mehr und mehr Unterschiede zu dem Dagon auf, dessen Bild ich in meiner Erinnerung hatte.

Wie beim allerersten Mal, als Dagon und ich zusammengetroffen waren, trug er auch jetzt einen schwarzen, vom Hals bis über die Knöchel reichenden Umhang, der keinen Quadratzoll seines Körpers unbedeckt ließ. Aber anders als damals war die Kleidung jetzt nicht mehr Schmuckstück und bizarrer Symbiont in einem, das begriff ich plötzlich. Es diente keinem anderen Zweck, als die Gestalt darunter vor neugierigen Blicken zu verbergen. Dagons Körper schien mir auf sonderbare Weise verschoben; beinahe mißgestaltet.

Mein Blick war Dagon keineswegs entgangen, denn plötzlich trat ein Ausdruck von Zorn in seine Augen; er packte mich, riß mich grob an der Schulter herum und trat mit einem einzigen Schritt in das Nichts jenseits der Treppe hinaus.

Aber wir stürzten nicht. Wie von einer unsichtbaren Hand gehalten, schwebten wir ein Stückweit in die Höhle hinein, glitten in sanftem Bogen über den Lavasee hinweg und setzten in sicherer Entfernung auf; sanft wie fallende Blätter.

Trotzdem strauchelte ich und wäre um ein Haar gestürzt, als Dagon meine Schulter losließ, denn der Schrecken hatte mich erstarren lassen, und ich stand noch immer in der gleichen, unnatürlich verkrampften Haltung da, in der Dagon mich von der Treppe gezerrt hatte. Erst jetzt bemerkte ich überhaupt, daß ich vor lauter Schrecken den Atem angehalten hatte.

Dagon musterte mich kalt. »Du bist ein verdammter Narr, hierher zu kommen«, sagte er. »Warum hast du nicht dein Schiff bestiegen und

bist davongefahren? Jetzt stirbst du.«

Ich antwortete nicht, obwohl ich für einen Moment das sichere Gefühl hatte, daß Dagons Worte einem ganz bestimmten Zweck dienten. Fast kam es mir vor, als wolle er mir irgend etwas mitteilen, etwas Bestimmtes, das er aus irgendeinem Grund nicht klar auszudrücken wagte.

Hinter mir waren Schritte. Ich drehte mich herum, darauf gefaßt, eine von Dagons Kreaturen zu gewahren, einen der fürchterlichen Knochenmänner, vielleicht auch einen seiner lebenden Sklaven.

Aber es war keines von beiden. Hinter mir stand ein hochgewachsener, ganz in mattes Schwarz gekleideter Mann, dessen wasserklare Augen mich mit erbarmungsloser Härte anblickten.

»Ich kann dir sagen, warum er gekommen ist, Dagon«, sagte Shannon kalt. »Meinetwegen. Dieser romantische Narr ist hier, weil er glaubt, mir helfen zu müssen.« Er lachte, ein Laut, der mir einen eisigen Schauer über den Kücken laufen ließ.

»Helfen«, sagte er noch einmal und bog sich vor Lachen.

Einen Moment lang blickte ich ihn an, dann wieder Dagon, dann noch einmal Shannon, und für einen ganz kurzen Augenblick wußte ich nicht einmal, vor wem ich mehr Angst hatte – vor Dagon, der nun auch körperlich zu dem Ungeheuer zu werden begann, das er schon immer gewesen war, oder vor Shannon, der äußerlich unverändert schien, in Wahrheit aber vielleicht das größere Ungeheuer war.

»Ich dachte einmal, wir wären Freunde«, sagte ich leise.

»Freunde?« Shannon runzelte die Stirn, als müsse er ernsthaft über die Bedeutung dieses Wortes nachdenken. Dann nickte er. »O ja«, sagte er. »Freunde, sicher. Natürlich sind wir das. Und aus diesem Grunde werde ich dir auch einen letzten Freundschaftsdienst erweisen, Robert. Du wirst von meiner Hand sterben. Ganz freundschaftlich.«

* * *

Der Kampf war vorüber, noch ehe er wirklich begonnen hatte. Es mußten Dutzende von Untoten sein, die aus dem Meer gekommen und über die ZUIDERMAAR und ihre Besatzung hergefallen waren, und es war kein sehr fairer Kampf gewesen. Auf einen von Harmfelds

Marinesoldaten waren drei oder vier der schrecklichen Wesen gekommen, und es waren Gegner, die weder Tod noch Schmerzen kannten.

Trotzdem – das sah Howard, nachdem er seinen ersten Schrecken überwunden hatte – war kaum einer von Harmfelds oder Nemos Männern ernsthaft verletzt, sah man von einigen Beulen und Kratzern ab.

Die Untoten hatten ihre Gefangenen auf dem Achterdeck des Kriegsschiffes zusammengetrieben. Howard gewahrte Harmfeld selbst unter seinen Männern, und nach kurzem Suchen fand er auch Nemo, wie alle anderen mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, aber unverletzt. Der Blick, den der Kapitän der NAUTILUS ihm zuwarf, war von einem stummen Vorwurf erfüllt

»Sie sehen, bisher ist niemandem ernsthaft geschadet worden«, sagte Jennifer. »Und wenn Sie vernünftig sind, bleibt das auch so.«

Howard starrte sie an. »Was soll das heißen?«

»Das wissen Sie genau«, antwortete Jennifer kalt. »Aber ich kann es gerne noch einmal in aller Deutlichkeit sagen, wenn Ihnen danach ist: Das Leben dieser Männer liegt in Ihrer Hand, Lovecraft. Ganz allein.« Sie lächelte, drehte sich um und hob den Arm. Oben auf dem Deck der ZUIDERMAAR lösten sich vier ihrer untoten Sklaven aus ihrer Erstarrung, stiegen die kurze Treppe zum Achterdeck hinauf und zerrten einen Matrosen aus der Gruppe heraus. Der Mann begann zu schreien und sich verzweifelt zu winden, aber die vier Schreckensgestalten waren viel zu stark für ihn. Ohne seine Gegenwehr auch nur zu beachten, zerrten sie ihn zur Reling, hoben ihn hoch und drückten seinen Oberkörper über das hölzerne Gelände.

»Entscheiden Sie sich, Lovecraft«, sagte Jennifer kalt. »Sie werden ihn fallen lassen und dafür sorgen, daß er nicht wieder auftaucht.«

»Das ist Erpressung«, sagte Howard.

Jennifer nickte. »Eine ganz besonders gemeine Art von Erpressung sogar«, sagte sie. »Aber ich habe keine Wahl. Ich werde alle fünf Minuten einen Mann hinrichten lassen, bis Sie zustimmen.«

»Hinrichten?« Howard kreischte fast. »Kaltblütig ermorden, meinen Sie.«

Jennifer zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Nennen Sie es, wie Sie

wollen«, sagte sie. Sie seufzte, sah Howard durchdringend an und fuhr fort: »Warum machen Sie es sich und mir so schwer? Ich weiß, daß Sie das Leben Unschuldiger nicht opfern würden, und Sie wissen, daß ich entschlossen bin, meine Drohung wahrzumachen. Muß dieser Mann erst ertrinken, bis Sie aufgeben?«

Howard blickte zur ZUIDERMAAR auf. Die vier Untoten hielten den Mann noch immer wie einen leblosen Sack über der Reling. Er hatte aufgehört, um sich zu schlagen und zu schreien, und blickte mit schreckgeweiteten Augen in die Tiefe.

Howard nickte, so knapp, daß man die Bewegung kaum sah. »Sie haben gewonnen, Sie verdammtes Ungeheuer«, murmelte er. »Ich werde tun, was Sie verlangen. Soweit ich es kann.«

»Sie können«, sagte Jennifer. »Sie haben es einmal bewiesen, in meiner Gegenwart sogar.«

»Das war etwas völlig anderes«, sagte Howard. »Es waren zwei Jahre. Und selbst das war schon fast zuviel. Sie verlangen das –«

»Sie können es«, unterbrach ihn Jennifer kalt. »Daß Ihre Kraft nicht ausreicht, spielt keine Rolle. Ich werde Ihnen helfen. Sehen Sie es einfach so, daß Sie den Schlüssel haben, und ich die Kraft, die Tür zu öffnen.«

»Und wie weiß ich, daß Sie Wort halten?« fragte Howard leise.

»Gar nicht«, antwortete Jennifer. »Aber das Leben dieser Männer interessiert mich nicht. In keiner Beziehung. Wollte ich sie töten lassen, hätte ich es bereits getan. Ich brauche ihre Schiffe, die NAUTILUS und die ZUIDERMAAR, nicht sie. Sie können von Bord gehen, bevor wir auslaufen.«

»Wie großzügig«, sagte Howard böse. »Damit sie in weniger als zwei Tagen verbrennen, wenn der Vulkan ausbricht.«

Jennifer deutete mit einer zornigen Kopfbewegung auf die VAN HELSING. »Sie haben ein Schiff. Es ist zwar nicht so komfortabel wie die NAUTILUS, aber schnell genug, einen sicheren Hafen zu erreichen, ehe der Krakatau explodiert.« Sie sagte ganz deutlich explodiert, nicht ausbricht, wie Howard auffiel. Aber er schwieg auch dazu.

* * *

Der Raum war klein und würfelförmig. Die einzige Öffnung bestand aus einem gezackten Loch, drei Yards hoch unter der Decke und unerreichbar. Der Fels war so heiß, daß es mir unmöglich war, still zu stehen oder mich gar zu setzen. Selbst das Atmen bereitete mir Schmerzen. Der Boden unter meinen Füßen zitterte ununterbrochen, und in unregelmäßigen Abständen drang ein tiefes, irgendwie schmerzhaft klingendes Stöhnen aus der Erde.

Ich wußte nicht, wie lange ich schon hier war: eine Stunde, zwei, vielleicht länger. Ich hatte tausend Fluchtpläne ersonnen und ebenso schnell wieder verworfen, Shannon und Dagon und vor allem mich selbst immer und immer wieder verflucht, daß ich so dumm gewesen war, hierher zu kommen. Jetzt war ich der Verzweiflung nahe.

Das Geräusch von schleifenden Schritten drang in meine Gedanken und ließ mich aufsehen. Ich hob den Kopf und gewahrte einen finsteren, irgendwie verzerrt wirkenden Schatten, den ich erst als Dagon erkannte, als er den Kopf bewegte und sich das rote Licht in seinen riesigen Fischaugen brach.

Er sagte kein Wort, sondern hob nur die Hand unter seinem Umhang hervor und machte eine knappe, befehlende Geste. Wie schon einmal fühlte ich mich von einer unsichtbaren Kraft ergriffen und sanft in die Höhe gehoben.

Shannon war bei ihm, stand aber in einiger Entfernung und so, daß er Dagon und mich gleichzeitig im Blick behalten konnte. Seine Augen waren kalt, und wie Dagon kam er mir irgendwie verändert vor, ohne daß ich das Gefühl im Moment in Worte zu kleiden vermochte.

»Es ist soweit«, sagte er kalt. »Komm.«

Der Griff von Dagons unsichtbarer Hand war erloschen, aber ich machte trotzdem keinen Versuch, mich zu widersetzen. Es wäre ziemlich sinnlos gewesen. Sowohl Dagon als auch Shannon waren mir haushoch überlegen.

Schweigend folgte ich ihnen bis in eine große, wie alles hier unten von blutigrotem Lavalicht erhellte Höhle. Eine ihrer Wände war durch einen schillernden Wall aus Wasser ersetzt worden – der Zugang zum Ozean, durch magische Kräfte gebändigt und zurückgedrängt.

Aber ich achtete nicht sonderlich darauf, sondern blickte wie gebannt auf einen gewaltigen Block aus schwarzem Basalt, der genau im Zentrum des steinernen Domes aufgestellt worden war.

Genauer gesagt, auf die schimmernde Kugel aus rauchfarbenem Kristall, die wenige Inches über seiner glattpolierten Oberfläche schwebte…

Und im gleichen Moment, in dem ich sie sah, wußte ich, was ich vor mir hatte.

Shannon fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb, blickte mich einen Herzschlag lang aus schreckgeweiteten Augen an und verzog die Lippen zu einem stummen Flehen, und ich begriff, daß er meine Gedanken gelesen hatte.

Nicht, flüsterte eine Stimme in meinen Gedanken. Sag es nicht, Robert!

Verwirrt blickte ich zwischen ihm und Dagon hin und her. Ein plötzlicher, furchtbarer Verdacht begann in meinen Gedanken Gestalt anzunehmen, aber er war einfach zu bizarr, um wahr zu sein.

Und trotzdem sagte mir Shannons Blick, daß es ganz genau so war. Die raucherfüllte Kristallkugel, das Zentrum und der Quell von Dagons Macht, war nichts anderes als das zweite der SIEBEN SIEGEL DER MACHT, und wie auf der DAGON, dem bizarren Dimensionsschiff, auf dem ich Shannon zum ersten Male wiederbegegnet war, war er auch jetzt nur hier, um es in seinen Besitz zu bringen!

Mit einem Ruck blieb ich stehen, drehte mich zu Dagon um und deutete anklagend auf Shannon.

»Er betrügt dich, Dagon«, sagte ich.

Dagon erstarrte. In seinen riesigen Fischaugen entstand ein mißtrauisches Glitzern. »Wie meinst du das?« fragte er.

»Er steht nicht auf deiner Seite«, sagte ich, Shannons verzweifelte Blicke ignorierend. »Er ist hier, um das SIEGEL zu stehlen. Necron hat ihn geschickt.«

Dagon atmete hörbar ein, blickte kurz zu Shannon zurück und sah dann lange und sehr nachdenklich auf den gewaltigen Basaltblock und die schwebende Kugel herab. Aber seine Reaktion war ganz anders, als ich mir erhofft hatte.

»Ich weiß«, sagte er. »Aber es erstaunt mich ein wenig, daß du ihn verrätst, wo du doch damit rechnen mußt, daß ich ihn töte. Dieser Mann und du, ihr seid doch Freunde.«

»Außerdem hast du nur zum Teil recht, du Narr«, sagte Shannon kalt

Der Klang seiner Stimme ließ etwas in mir erstarren.

Es war nicht mehr seine Stimme, sondern die Stimme eines alten, böse und hart gewordenen Mannes.

So, wie das Gesicht unter dem schwarzen Turban nicht mehr länger Shannons Gesicht war, sondern das Gesicht eines Greises, eingefallen und faltig, mit einer scharfen Adlernase, dünnen, grausamen Lippen und Augen, die so tief in ihre Höhlen zurückgekrochen waren, daß sie wie finstere Löcher in dem pergamenthäutigen Totenschädel wirkten.

»Necron!« flüsterte ich entsetzt.

»Es ehrt mich, daß du mich wiedererkennst, nach all der Zeit«, sagte Necron. »Vor allem, wo wir uns nur einmal begegnet sind. Aber ich nehme an, du erinnerst dich so gut daran wie ich. Du hattest mich damals… getötet.«

Ich wollte antworten, aber ich konnte es nicht. Ein Haß von solcher Stärke, daß ich selbst davor erschrak, stieg in mir empor, ein Gefühl, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte.

Meine Hände fingen an zu zittern. Etwas begann sich in mir zu regen, etwas Dunkles und Böses, etwas, dessen Dasein ich geahnt, das ich aber bisher immer mit aller Macht bekämpft und niedergehalten hatte.

Jetzt konnte ich es nicht mehr. Der Anblick dieses zerfurchten, unendlich bösen Greisengesichts ließ irgend etwas in mir zerbrechen.

Ich stand Necron gegenüber!

Dem Mann, dem ich alles Leid, alles Unglück und jeden Schmerz zu verdanken hatte.

Dem Mann, der mir den einzigen Menschen genommen hatte, den ich jemals geliebt hatte.

Dem Mann, der meine Freunde dazu gebracht hatte, mich zu hassen. Der mit Menschenleben spielte wie mit Schachfiguren, gnadenlos und berechnend.

»Du«, flüsterte ich heiser. »Du warst… du… du warst Shannon? Du warst die ganze Zeit…«

»Aber nein«, unterbrach mich Necron kichernd. »Damals auf dem

Schiff, das war wirklich Shannon. Ich gebe zu, ihn einmal selbst geschickt zu haben. Ein Fehler, wie ich leider zu spät bemerkte. Es war sein Auftrag, dich zu töten. Er hat versagt.« Er lächelte. »Ein zweites Mal wird das nicht geschehen, mein Wort darauf.«

»Du Ungeheuer«, flüsterte ich. »Du verdammtes –«

Necron hob die Hand, und eine unsichtbare Faust traf mich am Mund und ließ mich zurückstolpern. Ich prallte gegen Dagon, verlor das Gleichgewicht und klammerte mich instinktiv an seinem Umhang fest. Der Fischgott schrie auf, gab mir einen Stoß vor die Brust und sprang hastig zurück.

Doch seine Reaktion kam den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Ich fiel, aber meine Hände hielten den schwarzen Stoff fest umklammert, und als ich stürzte, wurde der Umhang von seinen Schultern gerissen.

Der Anblick ließ mich erstarren. Plötzlich begriff ich, warum Dagon selbst hier, wo er allein war, diesen Umhang getragen hatte.

Er war nicht mehr das Wesen, als das ich ihn kennengelernt hatte. Sein Gesicht und ein Teil – nur ein Teil – seines Oberkörpers hatten noch vage Ähnlichkeit mit dem Dagon, den ich kannte, aber darunter…

Darunter begann ein Alptraum aus schwarzem Fleisch.

Dagons Leib war zu einem gräßlichen, unförmig aufgedunsenen Balg geworden, ein pumpendes schwarzes Ding aus nässendem Fleisch. Schwarzblaue Adern spannten sich über seinen Leib, und hier und da wuchsen dicke, knotige Dinge aus der zerborstenen Haut. Seine Arme waren groteske Bündel aus miteinander verwachsenen Schlangen, von denen jede einzelne von schrecklichem Eigenleben erfüllt war. Ein Paar plumper, säulenförmiger Beine, die in unförmigen Klauenfüßen endeten, trugen die alptraumhafte Erscheinung, und aus seinem Rücken begann etwas herauszuwachsen, das mich an verstümmelte Flügel erinnerte.

Eine Sekunde lang stand Dagon wie versteinert da, dann stieß er einen Schrei aus, bückte sich zu mir herab und riß mir den Mantel aus den Händen, um ihn sich hastig wieder überzustreifen.

»Das ist es also«, murmelte ich. »Das ist der Grund, aus dem du all das getan hast.«

»Schweig!« schrie Dagon.

»Du wirst zu einem der ihren«, sagte ich. »Sie verändern dich.«.

»Das wird er nicht«, sagte Necron, eine Spur zu schnell, wie mir schien. »Ich werde es verhindern.«

»Du?« Ich stemmte mich hoch, blickte Dagon an und wandte mich dann wieder an Necron. »Ist es das, was du ihm angeboten hast, als Preis für das SIEGEL?«

Necron nickte, und ich begann leise – und so böse, wie ich nur konnte – zu lachen.

»Und das glaubst du?« fragte ich, an Dagon gewandt. »Er ist hierhergekommen und verlangt das SIEGEL als Preis für deine Rettung?«

»Schweig, Craven, oder ich töte dich gleich hier«, sagte Necron wütend.

Aber ich schwieg nicht, sondern fuhr im Gegenteil mit erhobener Stimme fort: »Weißt du nicht, wer dieser Mann ist, Dagon?«

»Du sollst schweigen!« befahl Necron. Seine Rechte hob sich, und wieder spürte ich das Heranrasen unsichtbarer magischer Energien.

Aber diesmal traf mich der Hieb nicht unvorbereitet. Er war zehnmal so hart wie der erste, aber ich wußte nun, wem ich gegenüberstand, und hatte keine Skrupel mehr, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Ich blockte den magischen Hieb ab, sprang blitzschnell zurück, bis ich mit dem Rücken gegen den Basaltbrocken gelehnt dastand, und tat so, als krümmte ich mich vor Schmerz. Meine Rechte näherte sich Millimeter für Millimeter der schwebenden Kristallkugel.

»Das nutzt dir nichts, Necron«, stöhnte ich in gespieltem Schmerz. »Du kannst mich umbringen, aber dein Plan wird nicht aufgehen.«

Necron fauchte vor Wut wie eine Katze, der man versehentlich auf den Schwanz tritt, ballte die Fäuste und holte zu einem weiteren, noch mächtigeren magischen Hieb aus.

Er kam nicht dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Meine Hand hatte das SIEGEL erreicht, und meine Fingerspitzen berührten den glatten Kristall der Kugel.

Der Effekt war genau der, den ich mir erhofft hatte.

Nur ungefähr hundertmal so stark.

Ein sengender Blitz schien in mein Gehirn zu fahren. Ich keuchte vor Überraschung und Schmerz, ließ die Kugel aber nicht los, sondern hielt sie weiter und mit aller Kraft fest und versuchte an nichts anderes zu denken als an die ungeheuren magischen Energien, die aus der schimmernden Kugel in mein Gehirn fluteten, ergriff den Strom sengender Macht und lenkte ihn um, bändigte die tobende Springflut purer Macht, ganz genau so, wie es mir Shannon gezeigt hatte vor so langer Zeit – und schleuderte sie mit aller Gewalt gegen Necron.

Der Körper des greisen Magiers schien von einem unsichtbaren Hammerschlag getroffen zu werden. Er wurde meterweit in die Luft geschleudert. Hellblaue, tausendfach verästelte Blitze zuckten aus meinen Fingerspitzen und schlugen krachend in seinen Leib. Ich sah, wie meine Nägel schwarz wurden und die Haut an meinen Fingerspitzen verkohlte, aber ich spürte nicht den mindesten Schmerz, nicht einmal Wärme.

Necron schrie und brüllte wie von Sinnen, aber ich gab ihm keine Chance. Immer und immer wieder trafen die dünnen Blitze den greisen Magier, bis er sich schreiend auf dem Boden wälzte.

»Dieser Mann ist nicht dein Verbündeter, Dagon«, sagte ich kalt. »Er wird dich betrügen. Dieser Mann ist kein Feind der GROSSEN ALTEN, sondern ihr treuester Verbündeter. Der Mann, den sie auserwählt haben, ihre Rückkehr auf die Erde vorzubereiten.«

»Ich weiß«, sagte Dagon ruhig.

Dann schlug er mir eine seiner deformierten Klauenhände mit solcher Wucht in den Nacken, daß ich bewußtlos zu Boden stürzte.

* * *

Rings um die NAUTILUS herum herrschte graues Zwielicht. Es war nicht mehr die Unendlichkeit des Ozeans, durch den das phantastische Unterseeboot glitt, sondern die viel gewaltigere Weite eines anderen, bizarren Meeres, das Nichts zwischen den Wirklichkeiten. Die Distanz, die die NAUTILUS zurücklegte, war nicht mehr in Meilen, sondern in Äonen zu messen.

Howard stand im Turm des Schiffes, hoch aufgerichtet und in erstarrter, verkrampfter Haltung, die Hände wie zum Gebet erhoben,

reglos, aber zitternd. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren, und obgleich die Kälte des Nichts unbarmherzig durch die zollstarken Panzerplatten des Schiffes zu kriechen begann und die Temperaturen an Bord der NAUTILUS im Laufe der letzten Stunden empfindlich gefallen waren, war seine Stirn von dicken, perlenden Schweißtropfen bedeckt.

Anders als beim ersten Mal, als der Time-Master die NAUTILUS nur kraft seines puren Willens zwei Jahre zurück durch die Zeit gezwungen hatte, war er diesmal nicht allein. Nemo und Rowlf – die zusammen mit einer Handvoll Männer, die nötig waren, das Schiff wenigstens halbwegs manövrierfähig zu halten, an Bord geblieben waren – standen vor dem anderen Fenster und blickten abwechselnd auf das wogende Nichts jenseits der Panzerglasscheibe und Howards Gestalt. Das Mädchen Jennifer hatte, in der gleichen, beschwörenden Haltung wie er, neben Howard Aufstellung genommen, jedoch nur eine Hand gehoben und die andere in Howards Nacken gelegt. Eine unsichtbare Brücke war zwischen den beiden entstanden, eine geistige Verbindung, aus der Kraft und Energie aus dem zerbrechlich wirkenden Mädchenkörper in Howards Geist flossen und sich mit ihm vereinigten.

Irgendwann, nach Stunden, wie es Nemo vorkam, begann sich das graue Etwas vor dem Schiff zu verändern. Farben erschienen und vergingen wieder, ein leiser Schimmer von Blau kroch unter das wabernde Grau, und dann und wann tauchten Schatten auf, irgendwo dicht am Rande des gerade noch Sichtbaren.

Dann, ganz plötzlich, ging ein harter, knirschender Ruck durch den Rumpf der NAUTILUS. Die Erschütterung reichte, Nemo aus dem Gleichgewicht zu bringen und gegen die Scheibe prallen zu lassen.

Als er sich aufrichtete, hatte sich das Bild jenseits des Bullauges vollends verändert. Rings um die NAUTILUS war wieder Wasser, das Element, für das sie geschaffen worden war; ein sanft wogender Ozean, dessen Oberfläche sich wie ein golden verspiegelter Himmel wenige Yards über dem Turm des Unterseebootes in sanftem Auf und Ab hob und senkte.

Aber es war ein fremder, durch und durch fremder Ozean, ein Meer, wie es noch keines Menschen Auge zuvor geschaut hatte. Das Wasser hatte einen sanften, grünlichen Schimmer, und die Fische, die sich darin bewegten, hatten mit nichts Ähnlichkeit, was Nemo jemals zuvor gesehen hatte. Manche von ihnen waren riesig: halb so groß wie die NAUTILUS und massiger als Wale, andere wie geflügelte

Ungeheuer geformt, die sich nur in das falsche Element verirrt hatten, wieder andere glichen gigantischen, flossenbewehrten Schlangen oder grotesken Ungeheuern, die der Phantasie eines übergeschnappten Horror-Schriftstellers (wie mir) entsprungen zu sein schienen. Dann sah Nemo etwas, was ihn alles andere vergessen ließ: unweit der NAUTILUS, ein Stück tiefer, allmählich zu ihr emportauchend, schwamm ein reptilhafter Körper. Ein Gigant, fünfzehn Yards lang, mit einem glänzenden, birnenförmigen Leib, riesigen Flossen und einem grotesk kleinen Schädel, der auf einem absurd langen Hals pendelte.

Es war ein Saurier. Eines jener gewaltigen Reptilienwesen, die die Erde vor hunderten von Millionen Jahren beherrscht hatten. Aber er lebte!

Es kostete Nemo schier unendliche Überwindung, sich von dem bizarren Anblick zu lösen und wieder zu Howard und Jennifer hinüber zu sehen.

Howard war gegen die Wandung gesunken und hielt sich nur noch mit letzter Kraft auf den Beinen. Sein Gesicht war bleich, und sein Atem ging in schnellen, harten Stößen.

Nemo wollte zu ihm hinübereilen, aber Jennifer hielt ihn mit einer raschen, befehlenden Geste zurück und schüttelte den Kopf. »Lassen Sie ihn«, sagte sie.

»Aber er braucht Hilfe!« protestierte Rowlf.

»Die braucht er nicht«, antwortete Jennifer kalt. »Wenigstens nicht von Ihnen. Ich kann mehr für ihn tun als Ihre sogenannten Ärzte.« Behutsam ergriff sie Howard bei den Schultern, ließ ihn zu Boden gleiten und legte ihre rechte Hand auf sein Gesicht, Zeige- und Ringfinger auf seine Augen und Daumen und kleinen Finger auf seine Schläfen gepreßt. Dann schloß sie die Augen und flüsterte ein einzelnes, fremdartig-düster klingendes Wort.

Nemo konnte nicht erkennen, was sie sonst noch tat Aber was immer es war; es wirkte. Sehr schnell. Howards Atem beruhigte sich zusehends, und schon nach wenigen Augenblicken kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Stöhnend hob er den Arm, wischte Jennifers Hand beiseite und versuchte sich aufzurichten, aber das dunkelhaarige Mädchen schob ihn zurück.

»Bewegen Sie sich nicht«, sagte sie sanft. »Ihr Freund kann Sie in die Krankenabteilung tragen. Sie waren großartig.« Sie lächelte noch einmal, stand auf und machte einen befehlenden Wink in Rowlfs

Richtung.

»Bringen Sie ihn hinunter«, sagte sie. »Aber vorsichtig.«

Rowlf schenkte ihr einen Blick, der Bände sprach, hob Howard ohne sichtbare Anstrengung auf die Arme und verschwand gebückt auf der Wendeltreppe, die in den Rumpf der NAUTILUS hinabführte.

Jennifer sah ihm mit sonderbarem Gesichtsausdruck nach, bis seine Schritte in der Tiefe des Schiffes verklungen waren. »Er wird sich wieder erholen«, sagte sie leise und mehr zu sich selbst als zu Nemo gewandt. »Wenigstens hoffe ich es.«

Nemo blickte sie kopfschüttelnd an. »Ich verstehe Sie nicht«, sagte er. »Erst zwingen Sie ihn, etwas zu tun, was ihn fast umbringt, und dann machen Sie sich Sorgen.«

Jennifer fuhr herum. Ihre Augen waren dunkel vor Zorn. »Wofür halten Sie mich, Kapitän Nemo?« fauchte sie. »Für ein Ungeheuer?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Nemo leise. »Ich weiß nicht, wofür ich Sie halten soll, nach dem, was auf der ZUIDERMAAR geschehen ist«

Jennifer setzte zu einer zornigen Entgegnung an, besann sich aber im letzten Moment eines Besseren und deutete mit einer ruckhaften Kopfbewegung auf die Kontrollen, die auf einem Pult zwischen den beiden gewaltigen Bullaugen angebracht waren. »Sie können das Schiff von hier aus steuern?«

Nemo nickte.

»Dann tauchen Sie auf«, sagte Jennifer.

Nemo gehorchte. Ohne ein weiteres Wort trat er an das kompliziert aussehende Kommandopult heran, legte ein Dutzend Schalter und Hebel um und griff in das inmitten all dieser technischen Einrichtungen wie ein Anachronismus wirkende Steuerrad.

Tief im Rumpf der NAUTILUS begannen die Maschinen heftiger zu stampfen, und schon nach wenigen Augenblicken wurde aus dem trägen Dahingleiten des Unterseebootes ein sanfter, aber beständiger Aufstieg. Der goldschimmernde Himmel kam näher, berührte sanft die obere Kante des Turmes und zerbrach in Millionen und Abermillionen funkelnder Lichtsplitter. Schaum sprudelte hoch und nahm Nemo für Augenblicke die Sicht, und dann, ganz plötzlich, flutete grelles Sonnenlicht in den Turm.

Nemo blinzelte. Seine Augen benötigten einige Sekunden, sich an das Licht zu gewöhnen. Was er sah, war mehr als phantastisch.

Vor ihnen erstreckte sich das schier unendliche Blau des Ozeans, überspannt von einem Himmel, dessen Farbe ihn schlichtweg erstarren ließ Eine unglaublich große, grelleuchtende Sonne schüttete ihre Glut über ein wolkenloses Firmament. Drei, vielleicht vier Meilen im Osten erhob sich eine grünbewaldete Insel aus dem Meer, viel größer als Krakatau und von einem Vulkan beherrscht, der der Urvater aller Vulkane sein mußte. Etwas Dunkles, irgendwie Formloses bewegte sich darüber in der Luft, aber Nemo konnte es nicht genau erkennen. Es war fester als ein Schatten, aber es schien sich seinen Blicken auf geheimnisvolle Weise immer wieder zu entziehen.

»Steuern Sie die Insel an«, sagte Jennifer.

»Ist das Krakatau?« fragte Nemo. Aber er bekam keine Antwort, und als er den Kopf wandte und Jennifer fragend ansah, wiederholte er seine Frage auch nicht mehr.

Das Mädchen stand hoch aufgerichtet vor dem Bullauge, beide Hände gegen das Glas gepreßt und in sonderbarer verkrampfter Haltung. Ihr Gesicht war totenbleich, und in ihren Augen lag ein Ausdruck, der Nemo schaudern ließ.

Es war Angst.

Aber eine Angst von solcher Intensität, wie er sie noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte. Hastig senkte er den Blick und konzentrierte sich auf seine Kontrollen.

Langsam näherte sich die NAUTILUS der Insel. Die dichte grüne Wand, die anstelle des feinen Sandstrandes aus dem Meer wucherte, wuchs zu phantastischer Größe auf, und als sie näher kamen, erkannte Nemo Bäume von ungeheuerlichem Wuchs, zwischen denen es sich beständig bewegte, als platze dieser Dschungel vor Leben geradezu auseinander. Etwas Riesiges, Geflügeltes schoß plötzlich aus dem Blätterdach, schwenkte mit einem träge wirkenden Flügelschlagen herum und schoß auf die NAUTILUS herab. Im letzten Augenblick schien das Wesen zu erkennen, daß das Opfer, das es erspäht hatte, doch einige Nummern zu groß war, denn es schwenkte mit einer glattweg unmöglich erscheinenden Bewegung herum und verschwand wieder in der Höhe, ehe Nemo es genau erkennen konnte. Alles, was er gesehen hatte, war ein verschwommener Eindruck gigantischer

Fledermausschwingen, eines gepfeilten Schwanzes und eines alptraumhaften Hammerschädels.

»Der Fluß, nördlich«, sagte Jennifer. »Sehen Sie ihn?«

»Ja«, antwortete Nemo. Wieder fiel ihm auf, wie gepreßt Jennifers Stimme wirkte. Aber er widerstand der Versuchung, sie anzusehen.

»Steuern Sie das Schiff hinein.«

Nemo erschrak. »Ich... ich weiß nicht, ob er tief genug ist«, sagte er. »Wenn wir auf Grund laufen –«

»Das werden wir nicht«, fuhr ihm Jennifer ins Wort. »Tun Sie, was ich Ihnen befohlen habe! Wir haben kaum noch Zeit.«

Zeit wozu? dachte Nemo. Aber er schwieg und warf das Ruder gehorsam herum, um die NAUTILUS in die Flußmündung zu steuern.

Fast eine halbe Stunde lang fuhren sie schweigend dahin, dann hob Jennifer die Hand und deutete auf eine Felsformation, die am linken Ufer aus den Fluten ragte. »Dort hinüber«, sagte sie. »Das ist weit genug.«

Nemo gehorchte auch diesmal, ohne zu widersprechen. Langsam glitt die NAUTILUS von der Flußmitte fort, näherte sich den Felsen und kam fast auf den Yard genau an der Stelle, die Jennifer ihm bedeutet hatte, zur Ruhe.

Jennifer wandte sich mit einem Ruck vom Fenster ab, ging zur vorderen Luke und löste die Verriegelung. Knirschend schwang das schwere Schott nach außen. Licht und ein Schwall aromatisch riechender, brühheißer Luft drangen in den kleinen Turmraum. Aber sie ging noch nicht, sondern drehte sich noch einmal zu Nemo herum und sah ihn auf sehr sonderbare Weise an.

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Kapitän«, sagte sie. »Sie haben mir sehr geholfen. Und sich auch. Mehr, als Sie jetzt schon ahnen. Richten Sie auch Howard meinen Dank aus, wenn Sie ihn sehen. Und wenden Sie Ihr Schiff und fahren Sie, so schnell Sie können. Die Zeit ist ein kompliziertes und überaus empfindliches Gebilde, aber sie vermag sich ganz gut selbst zu schützen. Was ich hier vorhabe, wird Ihr Schiff und alles an Bord automatisch in Ihre Gegenwart zurückschleudern. Sie müssen das offene Meer erreichen, bevor...«

»Bevor was?« fragte Nemo, als sie nicht weitersprach.

Jennifer wollte antworten, aber dann schüttelte sie nur den Kopf. »Sie würden es nicht verstehen«, sagte sie. »Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Sie dürfen nicht in dieser Welt bleiben. Und Sie können es auch nicht. Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Und damit wandte sie sich um und verschwand mit einem Satz im Wasser, um die wenigen Yards zum Ufer hinüberzuschwimmen.

Nemo blickte ihr lange nach, ehe er sich endlich von seinem Platz löste, nach unten stieg und das Schott wieder verriegelte. Ihre Worte schienen noch immer hinter seiner Stirn nachzuhallen. Sie müssen das offene Meer erreichen, bevor...

Ja, bevor was? dachte er. Und wie zur Antwort sah er noch einmal das Bild des gigantischen Vulkankraters vor sich. Die riesigen, wogenden Schatten, schwarzen amorphen Ungeheuern gleich, die einen irrsinnigen Veitstanz um den flammenspeienden Krater herum aufführten...

Und plötzlich hatte er es eilig, zu den Kontrollen zurückzukommen und die NAUTILUS zur Flußmitte zu lenken, wo er sie gefahrlos wenden konnte. Verdammt eilig.

* * *

Necron spuckte mich an. Während der letzten Minuten – seit er mich mit einem Fußtritt aus meiner Bewußtlosigkeit geweckt hatte – hatte er nichts anderes getan, als mich zu beschimpfen und abwechselnd zu treten und zu schlagen, bis Dagon ihn reichlich grob zurückgezerrt hatte.

Der Herr der Drachenburg tobte vor Zorn. Sein Gesicht war verzerrt, und auf seiner faltigen Totenhaut waren große, rotleuchtende Brandblasen erschienen. Seine Hände waren blutig.

»Du Hund!« kreischte er. »Dafür stirbst du tausend Tode, das schwöre ich! Ich werde dich vernichten! Tausend Jahre sollst du in der Dschehenna brennen, bis du mich um deinen Tod anwinselst, du verfluchter Christenhund!«

Ich richtete mich mühsam auf, blinzelte die blutigen Schleier fort, die vor meinem Blick auf und ab wogten, und versuchte zu lachen, aber alles, was ich herausbekam, war ein gequälter Laut, der sich wohl eher wie ein Husten anhörte. Necron keuchte und wollte sich schon wieder

auf mich stürzen, aber Dagon hielt ihn zurück, packte ihn grob bei den Schultern und schüttelte ihn.

»Hör jetzt auf, Necron!« befahl er. »Wir haben Wichtigeres zu tun! Der Augenblick ist da!«

Necron beruhigte sich tatsächlich, aber der Blick, den er mir zuwarf, schien vor Haß zu brennen.

Trotzdem sagte er nichts mehr, sondern folgte Dagon, bis sie vor dem Basaltblock standen, über dem das SIEGEL schwebte. Ich richtete mich vollends auf, wischte mir mit dem Arm das gröbste Blut aus dem Gesicht und machte ein paar Schritte in ihre Richtung, bis Dagon aufsah und drohend die Hand hob.

Aber ich war auch so nahe genug, zu erkennen, was vorging.

Die blitzende Kristallkugel war höher gestiegen, bis sie schwerelos in gleicher Höhe mit Dagons und Necrons Gesichtern schwebte. Und sie schien auf geheimnisvolle Weise gewachsen zu sein, denn sie hatte jetzt die Größe eines Balles, nicht mehr einer Kinderfaust. Die Schatten in ihrem Inneren begannen stärker zu wogen, wirbelten wie vom Sturm gepeitscht durcheinander und bildeten vergängliche Umrisse und Schemen.

Plötzlich lief ein krampfhaftes Zucken durch die Kugel. Die Schatten verblaßten und machten einem strahlenden, giftgrünen Licht Platz, das heller und immer heller wurde, bis sich selbst Dagon und Necron stöhnend abwandten und die Arme vor die Gesichter hoben.

Der Ball aus blendendem Licht wuchs weiter, und dann erschien in seinem Inneren ein winziger, dunkler Fleck, weitete sich rasend schnell aus und griff mit rauchigen Armen um sich wie ein Tornado. In Sekunden verschlang er die Lichtkugel.

Irgend etwas klirrte, und ich sah, wie das SIEGEL, wieder zu seiner ursprünglichen Größe zusammengeschrumpft und zu einer toten Kugel aus Glas erloschen, auf den Block herabfiel, ein Stück zur Seite rollte und dann liegenblieb.

Aber der schwarze Wirbel war noch immer da, und er wuchs weiter, wenn auch nicht mehr so rasch wie zuvor.

Und in seinem Inneren war irgend etwas, das dunkler war als dunkel, schwärzer als schwarz, groß und mächtig und böse... böse... böse...

Ein dumpfer Schlag ließ den Boden erzittern. Irgendwo, unendlich tief unter mir, schien die Erde zu zerbersten, und plötzlich erschütterte ein zweiter, dritter und vierter Schlag den Boden. Die Höhle bebte. Steine krachten von der Decke, zerbarsten auf dem Boden oder klatschten in die flüssige, hoch aufspritzende Lava.

Ein Schrei erklang; ein Schrei von solcher Urgewalt und Wut, daß ich auf die Knie fiel und die Hände gegen die Schläfen preßte. Aber es nutzte nichts, ich hörte den Schrei noch immer, deutlicher und schriller als zuvor. Und dann begann diese schreckliche, unmenschlich kreischende Stimme Worte hervorzustoßen, zwei Worte, immer und immer und immer wieder nur diese beiden, fürchterlichen Worte:

»THUL!« schrie die Stimme. »THUUUUL! THUL SADUUN! THUL SADUUN!«

Etwas Dunkles begann aus der geronnenen Schwärze emporzukriechen, etwas wie ein Wurm, sich windend, gigantisch und furchteinflößend, glitzernd wie lebender Stahl und augenlos, ein Alptraum, dessen bloßer Anblick genügen mußte, mich in den Wahnsinn zu treiben, wenn er erst ganz materialisiert war. Tastend und zitternd wie ein blinder Arm griff er hinaus in die Wirklichkeit, zog sich wieder ein Stück zurück und griff abermals hinaus, wurde massiver, größer…

Der Gedanke traf mich wie ein Fausthieb.

Dieses Ungeheuer war ein Thul Saduun, eines jener schrecklichen Wesen, von denen Dagon und die anderen Magier von Maronar als jene in der Tiefe gesprochen hatten, scheußliche Ausgeburten des Bösen, schlimmer vielleicht noch als die GROSSEN ALTEN selbst.

»Nein«, flüsterte ich entsetzt. »Das… das kannst du nicht tun, Dagon!«

Obwohl ich sehr leise gesprochen hatte, mußte Dagon meine Worte gehört haben, denn er fuhr plötzlich herum und starrte auf mich herab.

»Ich muß!« keuchte er. Es klang fast wie eine Entschuldigung. »Ich muß, Robert Craven. Ich muß, wenn ich nicht so werden soll wie sie!«

Aus dem schwarzen Wirbel erklang ein Schrei, und Dagon fuhr wieder herum.

Die gewaltige, wurmähnliche Kreatur hatte sich wieder zurückgezogen und war nurmehr als bloßer Schatten zu erkennen, aber ich sah, daß

sie sich wie in irrer Wut hin und her warf, mit ungeheuerlicher Kraft an den Wänden ihres unsichtbaren Gefängnisses zerrend, und trotz allem zu schwach, es zu zerbrechen.

»Etwas fehlt!« sagte Necron. Er richtete sich auf, starrte wild in die Runde – und deutete mit einer zornigen Bewegung auf mich.

»Sie brauchen Leben!« keuchte er. »Ihn! Töte ihn!«

Seltsamerweise zögerte Dagon. Sein Blick irrte unstet zwischen dem gigantischen Thul Saduun und mir hin und her, und ich glaubte den inneren Kampf, den er durchstand, direkt auf seinem Gesicht ablesen zu können.

»Tu es!« befahl Necron. Seine Stimme wurde schrill, überschlug sich fast. »Tu es! Ich befehle es dir!«

Langsam, als koste ihn die Bewegung unendlich Kraft, drehte sich Dagon herum, hob die Hände und machte einen schwerfälligen Schritt auf mich zu.

Er führte die Bewegung nie zu Ende.

Wieder bebte der Boden, aber diesmal war es keine Erschütterung, die tief aus dem Leib der Erde herausdrang. Hinter uns spritzte die Lava auf, so hoch, daß ein Regen brennender Tropfen auf die gesamte Höhle niederging.

Der flüssige Stein begann zu brodeln. Grellweiße Explosionen zerrissen die Oberfläche des lodernden Kratersees, und dann stieg etwas Großes, Dunkles aus der Tiefe des Lavasees empor und durchbrach zischend die Oberfläche!

Für einen Moment zweifelte ich an meinem Verstand.

Aus dem zweitausend Grad heißen Stein stieg die Gestalt eines schlanken, dunkelhaarigen Mädchens empor, glitt, scheinbar schwerelos, bis an den Rand der Lavapfütze und trat mit einem grazilen Schritt auf den sicheren Boden hinaus.

Ihre Kleider und ihr Haar waren übersät mit rotglühenden Brocken geschmolzenen Steines, aber ihre Haut war unverletzt; nicht einmal der halb durchsichtige Seidenstoff ihres Gewandes war verschmort.

»Jennifer!« murmelte ich fassungslos.

Das Mädchen blieb stehen, wandte den Kopf und blickte auf mich herab.

Und im gleichen Moment, in dem ich in ihre Augen sah, wußte ich, daß sie nicht Jennifer war.

»Du?« keuchte Dagon. Hinter ihm tobte der Thul Saduun noch immer in seinem Gefängnis aus Schatten und Nichts, aber Dagon schien das bizarre Wesen vollkommen vergessen zu haben.

»Du?« wiederholte er. »Wer... wer bist du?«

Jennifer trat auf ihn zu, hob die Hand und berührte ihn beinahe sanft an der Stirn.

Dagon brüllte, taumelte nach hinten und prallte gegen den Basaltblock. Die Kristallkugel rollte aus ihrer Ruheposition, hüpfte über den Rand des Blockes und fiel klirrend zu Boden, aber das bemerkte er nicht einmal.

Eine furchtbare Veränderung ging mit seinem Körper vonstatten.

Was schon begonnen hatte, vollendete sich; aus Dagon, dem Fischmenschen, wurde ein Ungeheuer, eine Bestie, die zu beschreiben sich mein Bewußtsein weigert.

Jeglicher Rest von Menschlichkeit verschwand, sein Körper verwandelte sich, wurde zu einem peitschenden, sich windenden gräßlichen Ding, das fürchterliche, glucksende Laute ausstieß. Kopf und Gesicht verschwanden, wurden eins mit der fürchterlichen Gallertmasse.

Aber auch Jennifer veränderte sich.

Die Umrisse ihres Körpers schienen zu flackern, als sei sie in Wirklichkeit nichts als das Bild einer Laterna Magica, lösten sich auf, trieben wie farbiger Nebel auseinander und formten sich neu.

Und dann war auch aus dem Mädchen ein Ungeheuer geworden.

Es war kleiner als Dagon – oder das, zu dem er geworden war –, wirkte aber auf seine Weise noch gräßlicher, noch bedrohlicher und finsterer. Ein Paar gewaltiger, feuchter Flügel war dicht an seinen Körper angelegt und zuckten unentwegt.

Es war das gleiche Wesen, dem ich auf der DAGON begegnet war, das

Fremde, das mir damals gegen Necrons Drachenkrieger beigestanden hatte.

Dagon kreischte, ein Laut voller entsetzlicher Angst, aber das Wesen, das einmal Jennifer gewesen war, beugte sich zu ihm herab, berührte ihn mit einer seiner schrecklichen Tentakelhände, und aus Dagons Angstschreien wurde ein Wimmern.

Auch der Thul Saduun in seinem Gefängnis aus Finsternis begann sich stärker zu winden und zu toben. Das Jennifer-Ungeheuer richtete sich auf, hob die Hand und deutete mit einer befehlenden Geste auf den Kreis aus Finsternis.

Er begann zu schrumpfen, wurde zu einem kleinen, pulsierenden Fleck – und verschwand.

»Das nützt dir nichts!« keuchte Necron.

Der Krakenköpfige drehte sich herum, musterte ihn einen Moment aus seinen riesigen, gelben Augen und trat drohend auf ihn zu. Necron wich hastig zurück.

Seine Stimme zitterte, aber in seinen Augen blitzte der Trotz.

»Ich weiß nicht, wer du bist!« keuchte er. »Und ich weiß nicht, was du hier willst – aber es wird dir nichts nutzen. Das Tor ist geöffnet, und sie werden hindurchgehen. Keine Macht der Welt kann sie noch aufhalten. Auch du nicht.«

»Du weißt nicht, wer ich bin?« fragte das Krakenungeheuer. »Das solltest du. Du selbst bist es gewesen, der mich gerufen hat, Necron.«

Necrons Augen weiteten sich. Er wurde blaß. »Du?« keuchte er. »Du... du bist –«

»Sprich den Namen nicht aus!« sagte der Riese drohend. »Es wäre dein Tod.«

Necrons Lippen begannen zu zittern. Der Ausdruck von Trotz in seinem Blick war purem Grauen gewichen.

»Du!« keuchte er. »Aber das ist unmöglich. Du kannst... kannst nicht hier sein. Du bist...«

»Ich bin hier!« unterbrach ihn mein geheimnisvoller Lebensretter. »Um zu verhindern, was du und dieser Narr Dagon beinahe getan hättet.«

»Dazu ist es zu spät«, behauptete Necron. »Das Tor ist geöffnet. Niemand kann sie noch aufhalten. Das weißt du. Du weißt es, weil es bereits geschehen ist.«

Wieder wich er einen Schritt zurück, blieb stehen, blickte auf etwas herab, das zu seinen Füßen lag, und starrte wieder den krakenköpfigen Dämon an. »Nicht einmal du kannst die Zeit verändern.«

»Bist du dir da so sicher?« fragte das Ungeheuer.

»Das bin ich«, antwortete Necron.

Und plötzlich verschwand seine Hand unter dem Umhang, kam wieder zum Vorschein und machte eine blitzschnelle Bewegung. Der Krakenköpfige schrie wütend auf und wollte auf ihn zuspringen.

Aber zwischen ihm und dem Zauberer war plötzlich ein silberner, blitzender Nebel, ein flirrendes Etwas, das sich wie ein zerbrochenes Spinnennetz auf seinen Körper legte. Tausende winziger Explosionen schleuderten das bizarre Wesen zurück. Es schrie, torkelte, fiel plötzlich zur Seite und kam mit einem wütenden Fauchen wieder auf die Füße. Necrons Angriff hatte ihn überrascht, mehr nicht.

Aber mehr war auch nicht nötig gewesen.

Necron war blitzschnell herumgefahren und hatte ein zweites Mal die Hände gehoben, und in der leeren Luft hinter ihm war ein flimmerndes, grünliches Etwas erschienen, ein Tunnel in die Unendlichkeit, den ich nur zu gut kannte – ein Tor!

Necron hatte ein Tor geöffnet, mit der Kraft seines puren Willens. Und noch bevor sich das Ungeheuer vom Boden erhoben und auf ihn gestürzt hatte, sprang er hinein und war verschwunden. Der grüne Lichtkreis des Tores erlosch hinter ihm wieder.

Aber so schnell er auch verschwunden war – er hatte noch immer Zeit gefunden, sich zu bücken und die kleine Kugel an sich zu reißen.

Das war der letzte klare Gedanke, den ich hatte, ehe das Wasser des Ozeans, nicht länger von der magischen Kraft des SIEGELS gebändigt, mit einem urgewaltigen Brüllen in die Höhle stürzte und mein Bewußtsein zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit auslöschte.

* * *

Ich lag in Jennifers Arm, als ich erwachte. Warmes Sonnenlicht streichelte meine Stirn, und für Sekunden war alles, was ich empfand, eine tiefe Dankbarkeit für die Tatsache, daß ich noch am Leben war, die Wärme und Weichheit von Jennifers Körper, der Geruch ihres Haares, der betörend war wie verlockendes Parfüm.

Und dann fiel mir schlagartig wieder ein, wer sie wirklich war.

Mit einem Schrei sprang ich auf, prallte mit dem Schädel gegen einen Ast und sank wieder auf die Knie zurück.

Jennifer – oder das Wesen, das so aussah wie sie – lachte leise. »Du hast keinen Grund, zu erschrecken, Robert Craven«, sagte sie.

»Aber du... du bist... ich meine...«, stammelte ich, brach ab, richtete mich ein zweites Mal auf und betrachtete sie genauer. Ihr Gesicht war unverändert, glatt und sanft und von noch mädchenhafter Schönheit. Und doch war all das nur eine Maske, hinter der sich ein Ungeheuer verbarg, wie es schlimmer kein Fiebertraum hervorbringen konnte!

»Ich habe diese Gestalt wieder angenommen, weil dich meine wahre Erscheinung erschreckt hätte«, sagte sie (sie??? ES!!).

»Wer bist du?« keuchte ich.

»Das kann ich dir nicht sagen«, antwortete Jennifer. »Weder jetzt, noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt, denn es ist Sterblichen nicht gestattet, meinen Namen zu kennen. Er ist Tod, und ihn auszusprechen, bedeutet das Chaos zu beschwören.«

»Aber du... du bist...«

»Nicht dein Feind«, sagte Jennifer. »Das habe ich dir schon einmal gesagt. Ist dein Gedächtnis von so kurzer Dauer, Mensch?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich erinnere mich sogar noch ganz gut. Als wir uns das letzte Mal sahen, sagtest du, daß wir Feinde sein würden, wenn wir uns wieder begegnen.«

»Das stimmt«, sagte Jennifer. »Aber es war ein Irrtum. Du und ich sind zu wichtig, als daß wir uns bekämpfen dürften. Auch mir unterlaufen Fehler.«

»So wie der mit Necron?« fragte ich spitz.

Ein Schatten huschte über Jennifers Gesicht. »Er wird bestraft werden

für das, was er tat«, versprach sie.

»So?« fragte ich. »Er hat das zweite SIEGEL, wenn ich mich recht erinnere. Du wirst dich beeilen müssen, wenn du ihn bestrafen willst. Möglicherweise kannst du es bald nicht mehr.«

Ich wollte noch mehr sagen, aber in diesem Moment erschütterte ein harter Schlag den Boden, und als ich erschrocken den Blick hob, sah ich eine gewaltige Säule aus Feuer und schwarzer Vulkanasche aus dem Krater des Krakatau schießen.

»Ist das… der Anfang?« fragte ich stockend. Plötzlich war die Angst wieder da.

Jennifer schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Noch nicht. Es ist nur das Wasser, das in den Berg eindringt. Aber es beginnt. Bald.« Sie stand ebenfalls auf, berührte mich an der Schulter und deutete mit der anderen Hand nach Westen, zur Küste herab.

»Geh jetzt«, sagte sie. »Geh zur Küste und rette dich.«

Ich machte einen Schritt, blieb aber noch einmal stehen und sah zu ihr zurück. »Wie lange noch?« fragte ich.

»Morgen«, antwortete Jennifer. »Morgen, kurz bevor die Sonne erwacht, wird diese Insel untergehen. Rette dich, solange du noch kannst.«

»Und… Dagon? Dagon und die Thul Saduun?«

»Ich werde sie vernichten«, sagte Jennifer. »Und nun geh.«

Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und ging, blieb aber nach wenigen Schritten noch einmal stehen und blickte zurück.

Jennifer war verschwunden. Nur der Dschungel war noch da. Und ein Berg, der Feuer und Asche in den Himmel schleuderte.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Götter sind listenreich; ihre Wege und Pläne sind den Sterblichen oftmals verschlossen.

Und ihre Kämpfe, ihr Streben nach Macht, sind grausam und rufen das Chaos herbei.

Auf Krakatau begann ein Krieg der Götter. Die THUL SADUUN, ehemals Diener der GROSSEN ALTEN, erhoben sich aus ihrem ewigen Schlaf. Doch nicht einmal die zweihundertfünfzig Millionen Jahre, die ihre Ohnmacht währte, hatten die Feinde vernichten können.

Für sterbliche Menschen war kein Platz auf dem Schlachtfeld der Götter.

Ich war natürlich wieder einmal der einzige, der das nicht begriffen hatte…

Krieg der Götter

Der letzte Band des Krakatau-Zyklus – der Kreis schließt sich!